1,60 DM / Band 83
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen

Henry Wolf

Die Tochter der Katzengöttin

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- inkl. / Spanien P 70



Die Tochter der Katzengöttin

Damona King Nr. 83

von Wolfgang Hohlbein

erschienen am 19.04.1982

Die Tochter der Katzengöttin

Joseph Clayton war so gut wie tot.

Das Schicksal hatte ihm noch ein paar Minuten zugestanden, aber davon ahnten weder er noch einer seiner Kollegen etwas. Im Gegenteil – der grauhaarige Ire fühlte sich an diesem Nachmittag wohl und aufgekratzt wie schon seit Wochen nicht mehr, und selbst die Aussicht auf weitere vier Stunden schweißtreibender Arbeit in der Gluthitze der Ägyptischen Wüste konnten seiner Hochstimmung keinen merklichen Abbruch tun. In den ersten Tagen, in denen er hier gearbeitet hatte, hatte er geglaubt, sich niemals daran gewöhnen zu können; nicht an die Hitze, nicht an dieses Land mit seinen exotischen Gerüchen und Gebräuchen, und auch nicht an dieses Volk mit seiner fremden Sprache und seinen manchmal für einen Europäer bizarren Sitten. Aber das war lange her – Clayton war jetzt seit mehr als drei Monaten als Baggerführer auf der Großbaustelle beschäftigt. Er hatte angefangen, sich an seine neue Heimat zu gewöhnen, und er hatte sogar seine Ressentiments überwunden und Kontakt zu den Einheimischen geknüpft. Das einzige, an das er sich vermutlich nie würde gewöhnen können, war die Hitze, jene mörderische, unerträgliche Hitze, die nur in diesem Teil Afrikas zu finden war und die niemand, der sie einmal erlebt hatte, wieder vergessen konnte.

Er lehnte sich zurück, schaltete mit einer geübten Handbewegung die schweren Dieselmotoren des Riesenbaggers aus und warf einen sehnsüchtigen Blick auf die Lücke im Armaturenbrett, in der sich eigentlich eine Klimaanlage befinden sollte. Aber die war schon nach knapp drei Monaten ausgefallen, und ein Ersatz war bisher trotz mehrmaliger Bestellung nicht zu bekommen gewesen. Dabei, dachte Clayton spöttisch, stellte dieses Räumgerät das Nonplusultra modernster Abraumtechnik dar – ein mehr als vierzig Meter langes und fast halb so hohes Ungeheuer aus gelblackiertem Stahl, das – von einem hochgezüchteten Computer und einem einzigen Mann gelenkt – in einer Stunde mehr Kubikmeter abräumen konnten als zwei Dutzend normale Bagger und eine Hundertschaft Arbeiter. Daheim in England wäre es eine Affäre von allerhöchstens zwei Tagen gewesen, einen Ersatz für die ausgefallene Anlage zu bekommen. Aber Ägypten war nicht England, das hatte er recht schnell und auf manchmal drastische Weise begriffen. Er hatte sich hier nicht nur mit anderen Menschen, sondern auch mit einer anderen Mentalität auseinanderzusetzen. Und Diskussionen, die irgendwann einmal unweigerlich in einem fatalistischen *Allah al akhbar* und einem Schulterzucken endeten, führte er schon lange nicht mehr.

Trotzdem würde er weiterbohren. Vielleicht, sinnierte er, konnte er dem einheimischen Bauleiter einfach so lange auf die Nerven fallen, bis dieser sich aus reiner Verzweiflung um eine Ersatzanlage bemühte. Aber wahrscheinlicher war, daß er vorher an einem Hitzschlag gestorben war.

Clayton zündete sich eine Zigarette an, verbrannte sich die Finger, weil die Gasflamme des Feuerzeuges in der hitzeflimmernden Luft so gut wie unsichtbar war, und schaltete mit einem ergebenen Schulterzucken die Motoren wieder ein. Die fast dreitausend Pferdestärken des Baggers erwachten tief unter ihm zu grollendem Leben.

Vor Clayton leuchtete eine ganze Batterie grüner und blauer Kontrolleuchten auf, die anzeigten, daß die verschiedenen Computersysteme des technischen Wunderwerkes liefen.

Er beugte sich vor, warf einen prüfenden Blick in die Baugrube hinunter und schwenkte den riesigen Arm der Maschine herum. Die stählernen Kiefer klappten lautlos auseinander und senkten sich mit einer majestätischen Bewegung hinab. Die Baggerschaufel grub sich knirschend in Sand und hartgebackenes Erdreich. Dann klappten die beiden Hälften des monströsen stählernen Gebisses zusammen und rissen in einer einzigen Bewegung eine ganze Lastwagenladung Erdreich empor. Der Ausleger schwenkte herum, als Clayton die entsprechenden Knöpfe drückte, hielt millimetergenau über der bereitstehenden Ladefläche eines Lasters an und lud seine Ladung

donnernd ab. Clayton grinste, als er sah, wie das Fahrzeug merklich in die Knie ging.

Der Laster fuhr an und machte einem weiteren in der Reihe der scheinbar endlos nachkriechenden Fahrzeuge Platz, während der Bagger herumschwenkte und sich erneut in das trichterförmige Loch senkte. Claytons Blick irrte ab, während seine Finger die notwendigen Handgriffe ausführten. Er tat diese Arbeit schon so lange, daß er dabei praktisch nicht mehr zu denken brauchte.

Das Bild, daß sich ihm zu allen Seiten hin bot, erinnerte den Baggerführer lebhaft an Aufnahmen von zerbombten Städten oder Mondlandschaften. Soweit das Auge reichte, war der Boden zerwühlt und aufgerissen, mit riesigen Löchern und scheinbar sinnlos angeordneten Gruben und Schächten durchsetzt. Am Rande der ungeheuren, mehrere hundert Meter durchmessenden Baugrube türmte sich das abgefahrene Erdreich bereits jetzt fast fünfzig Meter hoch. Und dabei hatten sie noch nicht einmal die Hälfte der Tiefe erreicht, die in der Planung vorgesehen war. Dieses Projekt war wahrscheinlich das größte, das der King-Konzern jemals in Angriff genommen hatte. Hier, inmitten des Nildeltas, in der Nähe der Stadt Es-Saquasiq, würde in kurzer Zeit einer der größten zivilen Flughäfen der Welt entstehen. Woher das relativ arme Land die dazu benötigten ungeheuren Geldmittel hatte, war sowohl Clayton als auch dem King-Konzern in London bis heute ein Rätsel geblieben. Aber soweit Clayton wußte, war eine beachtliche Anzahlung geleistet worden. Und einen Auftrag wie diesen würde sich wohl keine Firma der Welt entgehen lassen. Im Moment allerdings erinnerte noch nicht viel an das, was hier einmal entstehen sollte. Als Clayton hier angekommen war, hatte er spöttisch gefragt, seit wann man einen Flugplatz wohl unterirdisch anlegt. Heute war die Grube fast zehnmal so groß und mehr als doppelt so tief wie damals, und er hatte aufgehört, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Er wurde dafür bezahlt, eine Arbeit zu tun, mehr nicht. Genau betrachtet, wurde er sogar fürstlich bezahlt – für die Summe, die er bisher schon gespart hatte, hätte er in England drei Jahre hart arbeiten müssen. Und es würde noch mehr werden – mit der heutigen Post war ein Brief von der Hauptverwaltung in London gekommen, in dem man ihm mitgeteilt hatte, daß er von der nächsten Woche an einen Posten als Vorarbeiter hatte. Das bedeutete mehr Geld, eine angenehmere Arbeitszeit und vor allem heraus aus diesem Treibhaus von Bagger…

Auf seinem Armaturenbrett begann eine ganze Batterie roter Lampen hektisch zu flackern und riß ihn aus seinen Gedanken. Er reagierte sofort. Seine Finger preßten den Not-Halt-Knopf, noch ehe die Automatik reagieren konnte. Der Ausleger kam mit einem Ruck zum Stehen. Die Motoren liefen grollend aus. Clayton beugte sich im Sitz

vor, schielte über die stumpfe Schnauze des Baggers nach unten und beugte sich dann stirnrunzelnd über das auf den ersten Blick unübersichtlich aussehende Computerbrett. Die Baggerschaufel war auf Widerstand gestoßen, einen Widerstand, den nicht einmal die ungeheuere Kraft der stählernen Kiefer brechen konnte, ohne die Maschine dabei zu beschädigen.

Clayton grunzte verblüfft. Der größte Vorteil dieser sündhaft teuren Maschinenmonster war, daß sie sich buchstäblich durch Berge graben konnten, ohne dabei auf mühsame Sprengungen angewiesen zu sein. Er hatte – außer bei massivem Granit – eigentlich noch nie erlebt, daß die Automatik Alarm geschlagen hatte. Diesmal hatte sie es getan.

Claytons Stimmung sank um mehrere Grade. Der Gedanke, den schwerfälligen Bagger um mehrere hundert Meter zurücksetzen und dann womöglich stundenlang auf das Sprengkommando warten zu müssen, behagte ihm nicht sonderlich. Mit einem entschlossenen Ruck schaltete er die Maschine vollends ab und öffnete die Tür.

Die Außenluft traf ihn wie ein Hammerschlag. Drinnen war es heiß gewesen; hier draußen war es schlicht und einfach unerträglich. Er blieb einen Moment lang auf dem schmalen Trittbrett unterhalb der Kabine stehen und kletterte dann umständlich zu Boden.

Die Metalleiter schien zu glühen. Er verbrannte sich die Hände, fluchte ungehemmt und sprang die letzten zwei Meter.

»Clayton? Was gibt es?«

Norman, der Vorarbeiter seiner Schicht, kam aufgeregt über den heißen Wüstensand herangelaufen. Clayton grinste schadenfroh.

Jede Stunde, die der Bagger stand, kostete der Firma ein kleines Vermögen. Kein Wunder, daß Norman aufgeregt war. Aber schließlich – warum sollte er der einzige sein, der sich ärgerte?

Clayton deutete mit einer knappen Geste in das trichterförmige Loch, das die Schaufel gegraben hatte.

»Ich bin auf Widerstand gestoßen«, sagte er lakonisch.

Norman blieb stehen, schluckte und sah Clayton an, als zweifle er an dessen Verstand.

»Wie bitte?« machte er.

Clayton grinste. »Widerstand«, sagte er langsam und genüßlich.

»Irgend etwas ist da unten, mit dem der Greifer nicht fertig wird. Aus. Finito.«

»Aber das ist doch… unmöglich«, sagte Norman kläglich. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß. Clayton hatte plötzlich das sichere Empfinden, daß dies nicht nur von der Hitze kam.

»Scheinbar nicht«, gab er gelassen zurück. Plötzlich bereitete es ihm ein fast sadistisches Vergnügen, die Bestürzung des anderen noch zu vertiefen. Er konnte direkt sehen, wie es hinter Normans Stirn arbeitete.

»Muß ein mächtiger Brocken sein«, fügte er mit Unschuldsmine hinzu, »wenn die Schaufel es nicht schafft, ihn zu knacken. Ich fürchte, wir müssen sprengen.«

Norman schüttelte unwillig den Kopf. »Wir sind bereits jetzt weit hinter dem Zeitplan zurück«, sagte er. »Wir können uns keine Verzögerungen mehr leisten.«

»Sagen Sie das dem Felsbrocken.«

Norman schenkte ihm einen giftigen Blick und begann vorsichtig in die Grube hinunterzusteigen. »Kommen Sie mit, Clayton«, sagte er barsch. »Ich will mir das erst einmal ansehen.«

Clayton folgte ihm ergeben.

Die Grube war nicht ganz zehn Meter tief, aber der Abstieg wurde trotzdem zu einer Tortur. Der lockere Sand rutschte immer wieder unter ihren Füßen weg, und Clayton wußte aus übler Erfahrung, wie unangenehm es war, in diesem staubfeinen Sand zu stürzen.

Noch nach Tagen konnte man das Zeug in Nase, Ohren und Haaren haben.

Norman erreichte schweratmend den Boden der Grube und blieb stehen, bis Clayton neben ihm angelangt war.

»Das muß es sein«, sagte er mit einer entsprechenden Geste.

Clayton beugte sich neugierig vor. Die Baggerschaufel füllte fast den gesamten Raum aus, so daß er sich an Norman vorbeiquetschen mußte, um überhaupt etwas erkennen zu können. Direkt vor ihnen lag ein hellgrauer, fast vollkommen glatter Block. Einer der riesigen Stahlzähne der Baggerschaufel hatte sich in seine Oberfläche gegraben, sie bis auf eine Tiefe von etwa zehn Zentimetern gesprengt und sich dann verkeilt.

Norman seufzte. »Sieht aus, als hätten wir Glück. Wir brauchen das Ding nur hochzufahren und aus einem anderen Winkel noch einmal zu graben. Das müßte reichen.«

Clayton antwortete nicht. Irgend etwas an dem Block kam ihm seltsam vor, wenngleich er nicht sagen konnte, was. Seine Oberfläche war zu glatt, um natürlich zu wirken. Es sah fast aus, als wäre sie poliert worden.

Norman boxte ihm erleichtert in die Rippen. »Noch einmal Schwein gehabt, Jo«, sagte er. »Kommen Sie – wir steigen hoch, und Sie reißen das Ding vollends raus.«

Clayton schüttelte den Kopf. Er wußte selbst nicht, warum, aber mit einem Male war er davon überzeugt, daß sie diesen Fels nicht zerstören durften.

»Nein«, sagte er leise.

Normans Augen schienen ein Stück aus ihren Höhlen zu quellen.

»Wie bitte?« fragte er zweifelnd.

»Ich sagte: Nein«, wiederholte Clayton mit fester Stimme. »Wir

werden diesen Stein nicht zerstören. Ich werde es nicht tun, und auch ein anderer wird es nicht tun.«

Norman schluckte und sagte zehn Sekunden lang gar nichts. Als er dann antwortete, klang seine Stimme fast zu freundlich. »Sagen Sie, Jo, sind Sie verrückt geworden, oder bekommt Ihnen die Hitze nicht?«

Clayton antwortete nicht. Er kniete neben dem Vorarbeiter nieder, legte einen Moment lang die Fingerspitzen auf den Fels und begann dann mit bloßen Händen zu graben.

»Was machen Sie da?« fragte Norman verblüfft, nachdem er seinem Treiben eine Weile lang zugesehen hatte.

»Die Zeichen«, keuchte Clayton, während er wie ein Wilder grub und eine Handvoll Sand nach der anderen zur Seite schleuderte.

»Sehen Sie doch selbst. Dieser Stein ist nicht von selbst hierhergekommen!«

Norman runzelte die Stirn, sah Clayton zweifelnd an und ging dann widerstrebend in die Hocke, um dessen Entdeckung näher in Augenschein zu nehmen.

Clayton hatte Recht – auf der glatten Oberfläche des Felsstückes konnte man bei genauem Hinsehen ein verschlungenes Muster aus Linien und Strichen erkennen, die sich zu einer Art primitiver Bildersprache aneinanderzureihen schienen.

Norman schauderte. Er hatte keine Ahnung, was die Felsmalereien bedeuteten – aber sie gefielen ihm nicht. Irgend etwas Düsteres und Bedrohliches schien davon auszugehen, fast, als wären sie nicht zur Erbauung des Betrachters bestimmt gewesen, sondern als Warnung.

Clayton grub unterdessen wie ein Besessener weiter. Nach wenigen Minuten hatte er den unteren Rand der Platte freigelegt. Seine Finger stießen auf Widerstand.

»Sehen Sie!« sagte er aufgeregt. »Ziegel! Das sind Ziegel! Das hier muß ein unterirdisches Gebäude sein. Und die Platte ist der Eingang.«

»Wie interessant«, sagte Norman ohne rechte Begeisterung. »Ein prähistorischer Atombunker.«

Zwischen Claytons Augen erschien eine steile Falte. »Wissen Sie eigentlich, was wir da entdeckt haben?« fragte er leise.

Norman schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, was es bedeutet. Nämlich eine monatelange Verzögerung der Bauarbeiten, vielleicht sogar deren Ende. Möchten Sie das, Clayton?«

Der Baggerführer schwieg irritiert und schüttelte dann unwillig den Kopf.

»Sie sind ein Barbar, Norman«, sagte er. »Sie haben ja keine Ahnung, wie wertvoll dieser Fund für die Archäologie ist.«

»Dieses Land wimmelt von alten Gemäuern.«

Clayton nickte. »Sicher. Aber meines Wissens nach ist erst eine einzige Grabkammer gefunden worden, die nicht ausgeraubt wurde.«

»Wieso Grabkammer?«

»Was soll es sonst sein? So tief unter der Erde, und so gut gesichert?« Clayton stand auf, stieß sich den Kopf an der Baggerschaufel und stieß einen unterdrückten Fluch aus.

»Ich werde jetzt hinaufgehen und die Schaufel ganz vorsichtig anheben«, sagte er entschlossen. »Vielleicht stehen wir vor der größten archäologischen Sensation seit der Entdeckung der Pyramiden.«

»Sie stehen kurz vor dem Rausschmiß, Clayton«, grollte Norman.

»Was glauben Sie, was Ihnen Mister Hunter erzählt, wenn ich ihm sage, wer für die garantiert zu erwartende Verzögerung verantwortlich ist?«

Clayton wischte seinen Einwand mit einer Handbewegung zur Seite. »Wir müssen hinauf«, drängte er. »Sofort.«

Norman bewegte sich nicht. »Das Ding hat ein paar tausend Jahre dort unten gelegen, es wird auch noch zehn Minuten länger warten können«, sagte er ruhig. »Und jetzt hören Sie mir einmal zu, Jo. Ihren Forscherdrang in allen Ehren, aber… was war das?«

Norman fuhr herum und starrte aus ungläubig aufgerissenen Augen auf die Felsplatte. Ein leises, schabendes Geräusch drang aus dem Fels, ein Ton, als kratze jemand von *innen* gegen die massive Steinplatte. Aus dem gezackten Riß, den die Baggerschaufel in die Bemalung getrieben hatte, rieselte Staub. Plötzlich durchlief ein Knirschen die Platte. Der Riß verbreiterte sich, sprang im willkürlichen Zickzack über den gesamten Fels und schickte feine Verästelungen in alle Richtungen.

Norman schrie auf, als er begriff, was geschah. »Zurück!« Er warf sich nach hinten, verlor das Gleichgewicht und riß Clayton mit sich zu Boden.

Die Felsplatte zerbröckelte vor ihren Augen. Große Stücke brachen heraus, fielen polternd zu Boden und rissen weitere Bruchstücke aus der jahrtausendealten Felsbarriere. Eine Staubwolke quoll auf und nahm den beiden Männern für Augenblicke die Sicht.

Norman hustete, stemmte sich mühsam in die Höhe und starrte aus brennenden Augen auf das, was von der Eingangsplatte übrig geblieben war. Der Fels sah aus, als hätte ihn jemand mit einem gigantischen Hammer zertrümmert. Die Teile schienen regelrecht nach außen explodiert zu sein. Der Boden war übersät mit Geröll und Steintrümmern jeder Größe. Dahinter lag ein niedriger, finsterer Stollen mit gewölbter Decke.

»Ich hatte recht!« triumphierte Clayton. »Ich hatte recht, Norman, sehen Sie doch!«

Norman nickte finster. »Sieht so aus.«

Clayton ging auf den Eingang zu, drehte sich halb um und winkte

auffordernd. »Kommen Sie, Norman.«

»Sie… Sie wollen doch wohl nicht da hinein?« fragte Norman entsetzt.

»Und ob!«

»Aber… das Ding kann jeden Augenblick zusammenstürzen!« protestierte Norman.

Clayton lächelte. »Es hat ein paar tausend Jahre lang gehalten, da wird es auch noch zehn Minuten lang halten«, zitierte er seinen Vorarbeiter.

Norman grunzte ärgerlich. »So wie die Eingangsplatte, wie?«

»Die hat die Baggerschaufel zum Einsturz gebracht«, antwortete Clayton ungeduldig. »Und jetzt kommen Sie schon. Reizt Sie der Gedanke gar nicht, vielleicht die größte Entdeckung der letzten fünfhundert Jahre zu machen?«

Norman setzte sich widerstrebend in Bewegung. Aber er mußte zugeben, daß etwas von Claytons Begeisterung auf ihn übergeschwappt war. Außerdem mußten sie das unterirdische Gewölbe so oder so in Augenschein nehmen – es war gut möglich, daß dieses Rattenloch die halbe Baustelle unterminierte.

Hintereinander drangen sie in den knapp anderthalb Meter hohen Gang ein. Die Luft schmeckte bitter und irgendwie metallisch, als wäre sie jahrtausendelang konserviert gewesen, und bei jedem Schritt stoben Staubwolken auf, die in den Augen brannten und zum Husten reizten.

Der Stollen endete nach wenigen Schritten vor einer senkrechten Wand. Norman lächelte triumphierend.

»Sehen Sie, Clayton? Nichts als ein leerer Gang. Wir können zurück und dem ganzen Spuk ein Ende bereiten.«

Clayton reagierte nicht auf seine Worte. Er trat dicht an die Wand heran, tastete prüfend mit den Fingerspitzen darüber und stemmte, sich schließlich mit aller Kraft dagegen. Norman konnte sehen, wie sich die mächtigen Rückenmuskeln des irischen Riesen unter seinem Hemd spannten. Aber der Erfolg war gleich Null. Die Wand rührte sich auch nicht um einen Millimeter.

»Geben Sie's auf, Jo«, sagte Norman sanft. Fast empfand er so etwas wie Mitleid mit dem anderen. Nach allem, was er sich vielleicht in den letzten Minuten erhofft und erträumt hatte, mußte dies hier eine herbe Enttäuschung sein.

Clayton trat von der Wand zurück, starrte seinen Vorarbeiter an und schloß die Augen. Auf seinem Gesicht erschien ein seltsam abwesender, entrückter Ausdruck, als lausche er in sich hinein. Seine Lippen begannen zu zittern.

»*Wahscaban*«, verstand Norman. »*Kathuri al el H'man.*«

»Was reden Sie da?« fragte Norman verblüfft.

Clayton machte eine unwillige Handbewegung und öffnete die Augen.
»Still!« zischte er.
Norman gehorchte automatisch.
Irgend etwas geschah. Norman hatte plötzlich das irrsinnige Gefühl, als ob der Boden und die Wände um ihn herum zu bizarrem Eigenleben erwacht wären. Der Fels schien zu vibrieren, sich zu strecken, zu *atmen*, als erwache er aus einem äonenlangen Schlaf.
Und dann glitt die Felswand vor Clayton zur Seite und gab den Blick auf eine dahinterliegende, rechteckige Kammer frei…
Norman ächzte verblüfft. Der Anblick überstieg alles, was er jemals zuvor in seinem Leben gesehen hatte.
Gold, Edelsteine und kostbare Stoffe… Licht, unirdisches, weiches Licht, das von irgendwoher kam und die Kammer in mildes Rot tauchte. An den Wänden Dutzende von kleinen, halbrunden Nischen, in denen Bilder, Schalen mit Edelsteinen und winzige Menschen- und Tierfiguren aufgereiht waren.
Und in der Mitte des Raumes war ein riesiger rechteckiger Sarkophag, der von vier lebensgroßen vergoldeten Katzen getragen wurde…
Clayton machte einen zögernden Schritt in die Kammer hinein, blieb stehen und sah sich mit einem ehrfurchtsvollen Blick um. Norman ging zögernd hinter ihm her. Sein Blick hing wie hypnotisiert an der schwarzen Basaltmasse des Sarkophages.
»Norman«, stöhnte Clayton. »Wir… wir müssen hier raus …«
Der Vorarbeiter näherte sich dem Sarg weiter. Seine Finger begannen zu zittern. Sein Blick tastete über die mit Edelsteinen und kostbaren Goldarbeiten eingelegte Flanke, glitt über den Rand und streifte die schlanke Gestalt, die in dem offenen Sarg lag.
»Norman«, keuchte Clayton. »Bitte… ich … ich habe Angst!«
»Wovor?« antwortete Norman, ohne sich umzudrehen.
»Die… die Zeichen auf der Platte vor dem Eingang«, keuchte der Ire. »Ich weiß jetzt, was sie bedeuten.«
»So?«
»Ich… ich weiß nicht, woher, aber ich weiß es einfach. Es … es war eine Warnung. Der Fels war ein Siegel, und der Bagger hat es zerbrochen.« Die Stimme des Iren bebte vor mühsam zurückgehaltener Panik. »Bitte, Norman, kommen Sie raus hier!«
Der Vorarbeiter stieß ein ärgerliches Fauchen aus. Er fuhr mit einer unglaublich geschmeidigen Bewegung herum, hieb Claytons Arm beiseite und schlug gleichzeitig mit der Linken zu. Seine zu einer Kralle verkrümmte Hand fuhr über Claytons Gesicht. Die Fingernägel hinterließen lange, blutige Kratzer auf Stirn, Nase und Wange des Mannes.

Clayton taumelte mit einem gellenden Schrei zurück, schlug die Hände vors Gesicht und krümmte sich, als Norman ihm die Faust in den Magen rammte.

Der Kampf dauerte nur Sekunden. Clayton war fast zwei Köpfe größer und mindestens dreißig Pfund schwerer als sein Gegner, aber Norman kämpfte mit einer Wildheit, der der Ire nichts entgegenzusetzen hatte. Er taumelte zurück, versuchte verzweifelt sein Gesicht zu decken und brach unter einem weiteren fürchterlichen Treffer in die Knie. Er stöhnte, preßte die Arme gegen den Leib und sah auf.

Norman stand geduckt vor ihm. Sein Gesicht war verzerrt, Speichel lief aus seinen Mundwinkeln, und seine Hände waren zu tödlichen Krallen verkrümmt.

»Norman«, stöhnte Clayton. »Bitte nicht. Ich…«

Norman lachte hell auf und war mit einem Satz über ihm. Seine Finger verkrallten sich in Claytons Haar.

Der Ire brüllte in Todesangst und versuchte, seinen Gegner von sich herunterzustoßen, aber Norman entwickelte eine Kraft, der Clayton nicht gewachsen war.

»Stirb!« keuchte er. »Stirb für Babtel madr, die rechtmäßige Tochter der Bastet!« Seine Muskeln spannten sich, als er Claytons Kopf in die Höhe riß und mit aller Kraft gegen den Boden rammte.

Clayton stieß ein letztes, verzweifeltes Röcheln aus, dann erschlaffte sein Körper.

Norman blieb noch sekundenlang über seinem getöteten Opfer hocken, ehe er sich aufrichtete und mit langsamen, roboterhaften Bewegungen zu dem Sarkophag zurückging.

Sein Blick fiel erneut auf die darin ausgestreckte Gestalt.

Es war eine Frau; jung, nur mit einem schmalen, goldenen Lendenschurz und einer Unzahl von Ringen um Hand- und Fußgelenke bekleidet und wunderschön. Ihre Hände waren über der Brust gekreuzt und umklammerten einen schlanken, mit Gold- und Silberarbeiten eingelegten Stab, den ein Schlangenkopf zierte.

Normans Blick wanderte nach oben. Der Körper endete in perfekt geformten Schultern, einem schlanken Hals, und – Norman stöhnte, während sich sein Blick an dem Gesicht der Frau festzusaugen schien.

Es war das Gesicht einer Katze…

***

»… und so ist es der Regierung meines Landes ein ehrliches Bedürfnis, der Geschäftsleitung des King-Konzerns, allen voran Miß Damona King persönlich, unseren tief empfundenen Dank auszudrücken, daß durch ihr Verständnis und ihre Opferbereitschaft einer der größten Kulturfunde dieses Jahrhunderts sichergestellt und

geborgen werden konnte. Der King-Konzern hat sich in selbstloser Weise dafür eingesetzt …«

Mike Hunter gähnte ungeniert, verschränkte die Arme vor der Brust und blinzelte Damona zu.

»Hast du eine Ahnung, wie lange der Kerl noch redet?« fragte er so laut, daß die Männer und Frauen auf den umliegenden Plätzen seine Worte deutlich verstehen konnten.

Damona schüttelte ärgerlich den Kopf und warf ihm einen warnenden Blick zu. »Bitte, sei ruhig«, zischte sie. Die Worte wurden von Mike mit einem milden Lächeln quittiert.

Damona seufzte und konzentrierte sich wieder auf den Mann hinter dem Rednerpult. Abhu-Ad-Ardat wirkte selbst hinter dem eigens für ihn angefertigten Pult winzig. Der schneeweiße Turban auf seinem Schädel gab ihm ein entschieden kopflastiges Aussehen, und die randlose Nickelbrille, mit der er sich bewaffnet hatte, verbesserte den Gesamteindruck auch nicht gerade. Daß er zu seinem orientalischen Kopfschmuck einen Smoking, ein weißes Hemd und eine dunkelrote Samtfliege trug, gab dem Anblick gewissermaßen den letzten Schliff.

Als Damona Ardat das erste Mal begegnet war, hatte sie nicht gewußt, ob sie lachen oder weinen sollte. Und selbst jetzt, nachdem sie seit mehr als einer halben Stunde hier saß und die weitschweifigen Ausführungen und Dankeshymnen des Ägypters über sich ergehen ließ, hatte sie sich noch nicht vollständig an den Anblick gewöhnt.

Denn Ardat sprach – zur Abrundung gewissermaßen – einen so fürchterlichen Cockney-Akzent, daß wahrscheinlich die Hälfte der Anwesenden kaum ein Wort von dem verstand, was er sagte.

Damona bewegte sich unruhig auf ihrem Sitz und sah sich verstohlen um. Der Saal war mit einer illustren Auswahl von Londons Prominenz gefüllt – Wissenschaftler, Politiker, Presseleute – und eine ganze Reihe von Konkurrenten, die wahrscheinlich nur gekommen waren, um sich hinterher feixend darüber zu unterhalten, wie gelassen der King-Konzern einen Eine-Million-Pfund-Verlust hingenommen hatte.

Mike lächelte nachsichtig.

»Nimm's nicht so schwer, Schatz«, sagte er leise. »Bisher haben wir ja noch nicht *so viel* eingebüßt. Nur eine knappe Million. Aber es war ja deine Idee, die Bauarbeiten abzubrechen und die Archäologen ranzulassen.«

Damonas Gesicht verdüsterte sich um mehrere Nuancen. Mike hatte genau ihren wunden Punkt getroffen. Sie hätte darauf dringen können, die Arbeiten am Flughafen fortzusetzen oder zumindest eine Schadensersatzsumme auszuhandeln, bis das Grab vollständig geborgen und abtransportiert war. Aber schließlich hatte sie nicht ahnen können, daß sich die Arbeiten mehr als einen Monat lang hinziehen würden. Und sie waren noch nicht beendet. Noch lange

nicht…

»… so möchten wir, daß heißt, die Regierung meines Landes und ich als stellvertretender Leiter des ägyptischen Museums«, sagte Ardat gerade, »Miß Damona King unseren Dank auf besondere Weise ausdrücken.«

Damona sah irritiert auf, lächelte verlegen und erhob sich langsam, als Ardat sie ansah.

»Miß King?«

Sie nickte, drückte Mike ihre Handtasche in die Hand und ging mit schnellen kleinen Schritten auf die Rednertribüne zu. Sie glaubte die Blicke der Versammlung direkt im Rücken zu spüren. Natürlich war sie es gewöhnt, sich auch in der Öffentlichkeit souverän und leger zu bewegen, aber in diesem Moment fühlte sie sich plötzlich sehr unwohl. Sie sprang die wenigen Stufen zu Ardat empor, blieb neben der Rednertribüne stehen und lächelte.

Ardat bückte sich, kramte einen Augenblick in dem schwarzen Aktenkoffer herum, den er mitgebracht hatte, und richtete sich dann mit einem rechteckigen, in schwarze Seide eingeschlagenen Gegenstand in der Hand wieder auf.

»Miß King«, sagte er feierlich.

»Wir wissen, daß das, was sie für die Ägyptologie im besonderen und den menschlichen Forschergeist im allgemeinen getan haben, gar nicht wiedergutzumachen ist. Aber als kleine Anerkennung möchte Ihnen die Regierung meines Landes und das Ägyptische Museum in Kairo dieses Originalfundstück aus dem Grab überreichen.«

Er hielt den Gegenstand mit einer dramatischen Geste in die Höhe und zog dann mit einem Ruck das Tuch herunter.

Darunter kam ein fünfzehnmal zehn Zentimeter großer gläserner Kasten zum Vorschein. Das Licht der Deckenleuchter spiegelte sich in dem polierten Glas, so daß Damona im ersten Moment nicht erkennen konnte, was sich darunter befand. Sie trat neugierig einen Schritt näher, nahm den Kasten behutsam entgegen und betrachtete seinen Inhalt.

Es war eine kleine, höchstens acht Zentimeter große Katzenfigur, die auf einem pyramidenförmigen Sockel hockte. Damona hatte Dutzende von Bildern dieser Statuen gesehen – das Grab mußte sie zu Unmengen enthalten haben, und die Zeitungen waren in den letzten Wochen voll mit Bildern und Berichten gewesen. Aber Bilder zeigten bei weitem nicht, wie schön die Statue wirklich war.

Damona stand sekundenlang reglos da und starrte das minutiös gearbeitete Kunstwerk an. Augen, Nase, Krallen – jedes einzelne Härchen des Katzenkörpers waren perfekt nachgebildet. Die Augen waren halb geschlossen und schienen Damona spöttisch anzublinzeln, und die Ohren in der für Katzen typischen Lauer-Haltung aufgestellt.

Wäre der Gedanke nicht so absurd gewesen, hätte Damona geschworen, kein lebloses Tonspielzeug, sondern eine echte, winzig kleine Katze in Händen zu halten.

Erst, als unten im Saal verhaltener Applaus laut wurde und die ersten Blitzlichter aufflammten, löste sie sich aus ihrer Erstarrung.

Sie preßte das Kästchen behutsam an sich und lächelte Ardat an.

»Danke«, sagte sie leise.

Ardats Augen leuchteten. »Geben Sie gut darauf acht«, sagte er so leise, daß die Mikrophone seine Worte nicht auffangen konnten. »Es ist unendlich wertvoll.«

Damona nickte, bedankte sich mit einem herzlichen Lächeln und eilte die Stufen herunter zu Mike zurück. Sie setzte sich, bettete den Glaskasten mit der Katze in ihrem Schoß und schlug Mikes Hand beiseite, als dieser danach greifen wollte.

»Das ist nichts für deine groben Finger«, sagte sie kurz angebunden.

Mike zog eine Grimasse, verzichtete aber vorsichtshalber darauf, zu antworten.

Oben auf der Rednertribüne sprach der Ägypter weiter, aber Damona hörte kaum noch hin. Ihre ganze Aufmerksamkeit galt der Skulptur, und es fiel ihr schwer, noch sitzen zu bleiben und nicht einfach aus dem Saal zu stürmen und sich in irgendeine Ecke zu verkriechen und ihren neuen Schatz zu betrachten. Irgendwie spürte sie, daß an dieser Statuette etwas Besonderes war, aber sie konnte das Gefühl nicht in Worte kleiden.

Sie atmete hörbar auf, als der offizielle Teil des Empfanges vorbei war und Ardat unter rauschendem Applaus von der Rednertribüne heruntertrat.

»Wenn er nicht aufpaßt, fällt er zwischen die Fußbodenritzen«, spöttelte Mike, als der kaum anderthalb Meter große Ägypter die Stufen heruntersprang.

Damona sah auf.

»Du benimmst dich unmöglich«, sagte sie leise.

Mike grinste.

»Vielleicht. Aber mir geht dieser ganze Rummel dermaßen auf die Nerven…« Er seufzte, verdrehte in gespieltem Entsetzen die Augen und stand auf. »Was hältst du von einem guten Essen und einem Glas Wein in einem kleinen, intimen Restaurant?« fragte er.

Damona schüttelte den Kopf. »Wir sind hier die Ehrengäste, vergiß das nicht«, sagte sie. »Wir können nicht sang- und klanglos verschwinden, nur weil uns langweilig ist.«

Mike machte eine abfällige Geste. »Neunzig Prozent der Anwesenden werden sich jetzt auf diesen ägyptischen Zwerg stürzen und ihn mit Fragen bombardieren«, sagte er respektlos. »Schließlich ist Romano ja auch noch da. Ich denke, er kann uns ganz gut vertreten. Außerdem«,

sagte er mit einer entsprechenden Kopfbewegung auf den Glaskasten in Damonas Händen, »hast du eine gute Ausrede. Du mußt deinen Schatz in Sicherheit bringen. Es wäre Ardat gar nicht recht, wenn ihm etwas zustieße.«

Damona stand ebenfalls auf und sah sich zweifelnd um. Mike schien Recht zu haben. Die meisten Gäste waren von ihren Plätzen aufgestanden und umlagerten bereits das kalte Buffet. Sie mochte Empfänge wie diese nicht sonderlich – da zog sie schon eher ein gemütliches Essen irgendwo allein mit Mike vor.

Sie nickte. »Gut. Sag du Romano Bescheid. Ich gehe schon zur Garderobe.«

Mike nickte erfreut und verschwand in der Menge. Damona blieb noch einen Augenblick lang stehen, ehe sie sich vorsichtig einen Weg zum Ausgang bahnte. Den Glaskasten mit der Katze hielt sie wie einen kostbaren Goldschatz an sich gepreßt. Im stillen überlegte sie schon, wo sie ihn unterbringen würde. Kings Castle war groß, und ein Stück wie dieses verdiente einen besonderen Ehrenplatz.

Ihre Finger streichelten fast liebkosend das Glas. Es fühlte sich seltsam warm und lebendig an. Und wenn sie sich genug konzentrierte, glaubte sie fast ein zufriedenes, tiefes Schnurren zu hören.

Damona blieb abrupt stehen.

Hatten sie sich das nun eingebildet, oder war da wirklich etwas gewesen? Kein Laut, aber eine Art Geräusch, das sie mit ihrem Hexensinn aufgefangen hatte, so, als wäre für Sekundenbruchteile eine empathische Verbindung zwischen ihr und der Skulptur entstanden.

Aber das war unmöglich. Die Katze war nichts als ein winziges, lebloses Tonmodell.

Als sie weiterging, hatte sie das Gefühl, als streichele eine seidige weiche Hand ihre Wange.

***

Obwohl draußen heller Tag war und die Sonne unbarmherzig vom Himmel brannte und mit ihrer Glut Menschen und Tiere zum Aufstöhnen brachte, war es in dem Zimmer schattig und kühl. Die heruntergelassenen Jalousien milderten das Sonnenlicht zu einem sanften, goldgetönten Schimmer, und die summende Klimaanlage vertrieb erfolgreich die von draußen hereinströmende Hitze.

Dr. Muhammad Es-Naqr trat nachdenklich ans Fenster, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und blickte auf das Treiben auf der Straße hinunter. Verglichen mit den Temperaturen hier im Raum mußte es draußen geradezu unerträglich heiß sein. Aber die Einwohner Kairos waren an solche Temperaturen gewöhnt, das Bild unter ihm unterschied sich nicht wesentlich von der Aussicht, die er

auf eine der Hauptstraßen Londons, New Yorks oder Berlins gehabt hätte. Die Privatklinik lag in einem der vornehmsten Viertel der ägyptischen Hauptstadt, umgeben von Banken, den Gebäuden der Universität und einem halben Dutzend neu entstandener Wolkenkratzer, die sich vergeblich bemühten, dem von Moscheen und Kuppeldächern beherrschten Aussehen der Stadt einen europäischen Anstrich zu geben.

»Wie lange wollen Sie diesen Norman noch in der Isolierstation behalten?« fragte Saquir leise.

Es-Naqr zuckte mit den Achseln, drehte sich gemächlich um und lehnte sich gegen das Fenster. »So lange wie nötig«, antwortete er.

Saquir lächelte, aber die Mimik erinnerte Es-Naqr an das Lächeln einer Schlange, die überlegt, an welcher Stelle sie ihr Opfer packen konnte. Der schmalschultrige Polizeisergeant wirkte harmlos, wie er da in dem um mehrere Nummern zu großen Besucherstuhl auf der anderen Seite von Es-Naqrs Schreibtisch hockte und mit den Fingern den Takt zu einer unhörbaren Melodie auf die Schreibtischplatte trommelte. Aber der Psychologe wußte nur zu gut, wie gefährlich Saquir sein konnte. In Ganovenkreisen trug er den Beinamen »Die Schlange« und diese Bezeichnung traf nur zu gut zu.

»Ihre Antwort, mein lieber Doktor, läßt einiges an Klarheit zu wünschen übrig.«

»Das mag sein«, erwiderte Es-Naqr achselzuckend. »Aber es ist die Präziseste, die ich Ihnen geben kann. Leider.«

Saquirs Mundwinkel verzogen sich spöttisch. »Seien Sie nicht albern, Doktor. Ich verlange nichts als eine Antwort. Sagen Sie mir: übermorgen, und es ist gut. Oder sagen sie: in drei Monaten, und es ist ebenso gut.«

Es-Naqr trat an seinen Schreibtisch heran und setzte sich. Seine grauen Augen fixierten Saquir scharf, aber der Polizist hielt dem bohrenden Blick gelassen stand.

»Die Sache ist leider nicht so einfach.« Es-Naqr seufzte, faltete die Hände auf der Schreibtischplatte und schloß für eine halbe Sekunde die Augen. »Im Moment«, fuhr er nach einer Pause fort, »ist der Patient ruhig. Aber wir haben schon mehrmals erlebt, wie unberechenbar er ist. Ich kann die Verantwortung für eine Überstellung ins Polizeihospital keinesfalls übernehmen.«

»Das tue ich schon.«

»Ich fürchte, das können Sie nicht.«

»Und wenn ich Ihnen zusage, daß dafür gesorgt wird, daß niemand in Gefahr gerät?«

Es-Naqr lächelte. »Ausgenommen Norman selbst, versteht sich.«

Der Polizist machte ein abfälliges Geräusch. »Der Mann ist ein Verbrecher, Doktor. Ein eiskalter Mörder. Und ich möchte, daß er

bestraft wird.«

»Es mag sein, daß er ein Mörder ist«, wehrte Es-Naqr sanft ab, »aber er ist keinesfalls der eiskalte Verbrecher, als den sie ihn gerne hinstellen würden. Der Mann ist krank, Saquir, schwer krank. Er ist für seine Taten nicht verantwortlich.«

Saquir schwieg einen Augenblick. Sein Blick verhärtete sich.

»Ich glaube, Sie haben zuviel von diesem europäischen Quatsch aufgeschnappt«, sagte er dann, abrupt die Taktik wechselnd. »Der Mann hat einen Menschen umgebracht, und ich möchte, daß er dafür zahlt. Krank oder nicht, interessiert mich weniger.« Er lachte hart. »Wenn Auffassungen wie die Ihre Schule machen, Doktor, dann können wir bald sämtliche Gefängnisse schließen und statt dessen ein paar hundert neue Krankenhäuser bauen.«

Es-Naqr lächelte. »Vielleicht wäre das nicht das Schlechteste.«

»Aber ich…«

»Es tut mir leid, Saquir. Ich kann Ihnen nicht helfen. Stephen Norman bleibt vorläufig in meinem Gewahrsam. Solange, bis ich sicher bin, daß nichts mehr geschieht.«

Saquir starrte den Arzt wütend an. »Und das kann Monate dauern«, murmelte er.

Es-Naqr nickte. »Sicher. Vielleicht auch Jahre.«

»Solange, wie der King-Konzern die Kosten trägt, nicht wahr?« Saquirs Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen. »Ich nehme an, ein Patient wie Norman bringt Ihnen eine Menge Geld, oder?«

Es-Naqrs Lächeln gefror. Er atmete scharf ein, stand auf und ging mit schnellen Schritten zur Tür.

»Ich nehme an, unsere Unterredung ist beendet«, sagte er steif, während er die Tür öffnete und eine entsprechende Geste machte.

»Ich werde Sie benachrichtigen, sobald sich am Zustand des Patienten etwas ändert. Auf Wiedersehen.«

Saquir starrte den Psychologen einen Herzschlag lang mit unverhohlenem Haß an, ehe er sich ebenfalls erhob und den Raum verließ.

»Sie hören von mir«, drohte er, während er an Es-Naqr vorbeistürmte.

»Es wird mir eine Ehre sein«, nickte Es-Naqr.

Saquir schenkte ihm einen letzten, bösen Blick und verschwand dann mit wütenden Schritten auf dem Flur.

Es-Naqr atmete auf, als er endlich allein war. Er hatte gewußt, daß er wegen Norman Ärger bekommen würde. Für die Polizei war der Fall klar – Norman und sein Opfer hatten während der Bauarbeiten durch Zufall die Grabkammer gefunden, und Norman mußte versucht haben, den lästigen Mitwisser auszuschalten, um sich allein in den Besitz der Kostbarkeiten zu setzen.

So jedenfalls sah Saquir den Fall. Aber in Wirklichkeit war es anders, ganz anders. Norman war nicht einfach verrückt. Der Mann schien eher… besessen zu sein. Es war keine Schizophrenie im herkömmlichen Sinne. Norman erinnerte sich an jedes Detail seiner Tat, und er machte nicht einmal den Versuch, sie zu leugnen. An dem Mann war irgend etwas Besonderes. In gewissem Sinne hatte Saquir mit seinen Vermutungen sogar Recht – Es-Naqr würde Norman so lange wie möglich hierbehalten, und sei es nur aus rein wissenschaftlicher Neugier.

Es-Naqr öffnete abermals die Tür, verließ sein Büro und fuhr mit dem Aufzug in die oberste Etage hinauf, wo die Isolierstationen mit den besonders unberechenbaren und gefährlichen Patienten untergebracht waren. Wie jedesmal, wenn er hier heraufkam, beschlich ihn ein unangenehmes Gefühl. Diese oberste Etage hatte etwas von einem Gefängnis an sich. Man hatte sich bemüht, die Gänge und Flure freundlich zu gestalten – die Wände waren farbig gestrichen, und auf den Böden lagen dicke Teppiche. Anstelle der normalen Fenstergitter waren die Scheiben aus unzerbrechlichem Plexiglas, und selbst die Zimmer erinnerten mehr an komfortable Hotelsuiten als an die früher so berüchtigten Gummizellen. Und trotzdem – es war die Atmosphäre, das Wissen, sich in einem Gefängnis zu befinden, das Es-Naqr zusetzte.

Er blieb vor der durchsichtigen Doppeltür der Sicherheitsschleuse stehen, nickte dem Wächter freundlich zu und wartete geduldig, bis die Tür mit leisem Summen zur Seite glitt. Weder er noch der Mann auf der anderen Seite der Barriere hatten dazu auch nur einen Finger gerührt. Unsichtbare Sensoren in den Wänden sprachen auf das Spezialmaterial seines Hausausweises an und steuerten die Türcomputer. Eine Sicherheitsmaßnahme, die sich schon mehrfach bezahlt gemacht hatte. Selbst wenn es einem Patienten gelang, aus seiner Zelle zu entkommen, würde seine Flucht spätestens an einer dieser Spezialtüren enden. Wie alles in dieser Klinik waren auch die Sicherheitsmaßnahmen so modern wie überhaupt denkbar. Es-Naqrs Klinik gehörte wahrscheinlich zu den modernsten der Welt – und entsprechend fielen seine Rechnungen aus. Bis heute war es ihm ein Rätsel gewesen, wieso sich der King-Konzern bereit erklärt hatte, die astronomische Summe, die Normans Behandlung jeden Monat verschlang, aufzubringen. Aber er tat es, und seine Gründe gingen Es-Naqr nichts an.

Er ging den Korridor hinunter, blieb vor Normans Zimmer stehen und tippte seine persönliche Codenummer in den winzigen Computer daneben. Ein flackerndes grünes Licht zeigte ihm, daß die Automatik ihn akzeptiert hatte, dann glitt die Tür – zwei millimeterstarke Mahagoniplatten, die eine massive Panzerstahltür kaschierten – fast lautlos zur Seite.

Es-Naqr mußte sich noch ein paar Sekunden gedulden, bis sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte und auch die zweite, transparente Plastiktür aufgegangen war. Mit dieser Maßnahme wurde verhindert, daß ein Patient den Ärzten oder Pflegern hinter der Tür auflauern konnte.

Norman sah auf, als Es-Naqr den Raum betrat. Ein flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht. In den knapp fünf Wochen, die er jetzt in der Klinik war, hatte er ein fast freundschaftliches Verhältnis zu dem Arzt entwickelt.

»Nun, wie geht es uns heute?« fragte Es-Naqr auf englisch.

Norman grinste. »Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, Doktor, aber mir geht es gut.«

Es-Naqr lächelte nachsichtig, zog sich einen Stuhl heran und ließ sich Norman gegenüber nieder.

»Was zeichnen Sie da?« fragte er.

Norman legte den Stift beiseite und schob wortlos ein paar Blätter über den Tisch. Es-Naqr griff neugierig zu, runzelte die Stirn und sah seinen Patienten überrascht an. Die Zeichnungen waren auf den ersten Blick verwirrend – oder wären es zumindest für einen Europäer gewesen. Norman zeichnete jetzt seit zwei Wochen wie ein Besessener – Katzen, Katzen und immer wieder Katzen. Aber heute hatte sich die Art der Darstellung verändert. Zwischen den Tierbildern waren andere Darstellungen aufgetaucht – Schriftzeichen und Symbole, wie man sie auch auf den Wänden altägyptischer Königspaläste gefunden hatte. Die Bilderschrift der Pharaonen.

Es-Naqr überwand seine Überraschung nur schwer.

»Woher«, fragte er mühsam, »haben Sie so zeichnen gelernt?«

Norman lächelte sanft.

»Sie hat es mir gesagt«, sagte er ruhig.

Es-Naqr ließ die Blätter sinken, warf einen letzten, irritierten Blick darauf und sah seinen Patienten durchdringend an. Das waren keine Kritzeleien. Die Bilder waren so perfekt, daß man fast überzeugt sein konnte, Norman beherrsche diese Art zu schreiben wie seine Muttersprache.

»Sie? Wer ist sie?«

Norman schweig sekundenlang.

»Die Herrin«, sagte er dann. »Die, in deren Auftrag ich handle.«

»Hat sie auch einen Namen?« fragte der Psychologe vorsichtig.

Norman nickte. »Babtel madr«, antwortete er. »Die legitime Tochter der Bastet.«

»Sie spricht zu ihnen?«

Norman lächelte, als hätte Es-Naqr soeben etwas unglaublich Naives gesagt.

»Die Herrin spricht nicht zu normalen Sterblichen«, belehrte er ihn

sanft. »Aber ich weiß, was ihre Absichten sind. Ihr Wille ist mein Wille.«

»Hat sie Ihnen auch aufgetragen, Clayton zu töten?« fragte Es-Naqr behutsam. Er wußte, wie gefährlich es sein konnte, den Mann auf seine Tat anzusprechen. Aber Normans einzige Reaktion auf diese Worte waren ein weiteres sanftes Lächeln.

»Natürlich nicht. Clayton mußte sterben, weil die Göttin seine Lebensenergie brauchte. Sie hat viertausend Jahre geschlafen. Auch für eine Göttin ist dies eine lange Zeit. Das verstehen Sie doch, oder?«

Es-Naqr nickte. »Natürlich verstehe ich das. Nur…«

Normans Lächeln erlosch übergangslos. »Nichts verstehen Sie«, sagte er leise. Sein Gesicht verkrampfte sich. Der Bleistift in seinen Händen zerbrach knackend, und in seinen Augen lohte plötzlich ein böses, mörderisches Feuer.

»Sie halten mich für verrückt, nicht wahr?« fragte er leise. »Alle glauben, daß ich verrückt bin. Aber das stimmt nicht. Babtel madr lebt, und mit meiner Hilfe wird sie wieder zu alter Macht und Größe auferstehen. Ihr könnt ruhig glauben, daß ich verrückt bin. Desto länger wird es dauern, bis die Wahrheit ans Tageslicht kommt.«

Es-Naqr schwieg sekundenlang.

»Erzählen Sie mir mehr von Babtel madr«, verlangte er dann.

Norman lächelte spöttisch und schüttelte dann sanft den Kopf.

»Wozu? Sie würden mir nicht glauben. Gehen Sie jetzt.« Er beugte sich wieder über den Tisch und begann mit schnellen, nervösen Bewegungen weiterzuzeichnen.

Es-Naqr sah ihm eine Weile zu, ehe er aufstand und das Zimmer verließ. Normans Worte echoten noch lange in seinem Kopf. Selbst, als er längst wieder in seinem Büro war und seine Sekretärin ihm einen beachtlichen Stapel unerledigter Arbeit auf den Tisch gelegt hatte, konnte er an nichts anderes denken. Er arbeitete eine Zeitlang lustlos vor sich hin, legte dann den Federhalter aus der Hand und wählte die Nummer des Ägyptischen Museums. Sekunden später war er mit dem Direktor verbunden und erkundigte sich, ob das Museum Informationen über die Göttin namens Babtel madr besaß.

***

Das Essen war ausgezeichnet. Mike hatte tatsächlich nicht übertrieben, als er Damona etwas Besonders versprochen hatte – sie hatte selten zuvor so gute Spaghetti gegessen wie in dem kleinen italienischen Lokal, in das er sie geführt hatte. Dazu gab es einen Rotwein, von dem wahrscheinlich selbst das Londoner Hilton nur träumen konnte.

Das Lokal war nicht groß – in dem kleinen, geschmackvoll gestalteten Raum stand höchstens ein Dutzend Tische, und auch von

diesen war nur knapp die Hälfte besetzt. Kerzenleuchter verbreiteten behagliches, warmes Licht, und von irgendwoher kam leise Hintergrundmusik. Genau die richtige Umgebung für ein paar gemütliche Stunden. Aber Damona war nicht ganz bei der Sache. Sie schaffte es einfach nicht, sich zu entspannen.

»Was ist eigentlich mit dir los?« fragte Mike nach geraumer Zeit.

Damona ließ ihre Gabel sinken und sah irritiert auf. »Hm?«

Mike verzog ärgerlich das Gesicht. »Du weißt genau, was ich meine. Du sitzt jetzt seit einer halben Stunde hier und redest kaum ein Wort. Was ist los? Gefällt es dir hier nicht? Oder ist das Essen nicht gut?«

Damona schüttelte den Kopf. »Nein. Das ist es nicht. Ich bin einfach… nervös.«

»So?« Mike trank einen Schluck Wein und sah sie über den Rand des Glases hinweg scharf an.

»Sag mir nicht, daß es mit dieser Statue zusammenhängt«, murmelte er.

»Wie kommst du darauf?«

Mike grinste. »Ich müßte schon blind, taub und noch dazu vollkommen verblödet sein, um nicht zu merken, daß deine Gedanken nur noch um dieses Ding kreisen.«

Damona lächelte schuldbewußt.

»Du hast recht, wenigstens zum Teil. Die Statue gefällt mir sehr gut.«

»Hast du sie dabei?«

Damona deutete mit einer Kopfbewegung auf ihre Handtasche.

»Da drin.«

Mike angelte sich ächzend die Tasche, klappte sie auf und nahm den kleinen Glaswürfel heraus.

»Sie ist hübsch«, sagte er, nachdem er das Kunstwerk eine Weile betrachtet hatte. »Wirklich schön.« Er lächelte. »Ich wußte gar nicht, daß du so eine Katzennärrin bist. Möchtest du eine? Eine lebendige, meine ich. Ich habe in einer Tierhandlung am Times Square ein paar wunderhübsche weiße Perserkatzen gesehen.«

Damona verneinte lächelnd. »Du weißt, daß wir keine Tiere halten können. Wir sind kaum zu Hause.«

»Wir nicht, aber Henry.«

»Trotzdem.« Damona nahm Mike den Würfel aus der Hand und drehte ihm mit einer beinahe zärtlichen Bewegung in den Händen.

»Ich weiß einen schönen Platz dafür«, sagte sie. »In der Bibliothek, gleich neben dem Kamin, ich werde eine Vitrine dafür bauen lassen.«

Mike zog eine Grimasse. »Tu das ruhig. Das Ding war teuer genug. Das teuerste Spielzeug, das du dir jemals geleistet hast.«

»Du bist nachtragend.«

Mike nickte ungerührt. »Bei einer Million Pfund Sterling kann man gar nicht nachtragend genug sein«, sagte er weinerlich. »Den

Riesengewinn, den wir bei dem Geschäft machen wollten, kannst du jedenfalls vergessen. Wir können froh sein, wenn wir ohne Verlust aus der Sache herauskommen.« Er lachte leise. »Das nächste Mal bohre ich irgendwo im Atlantik nach Öl. Und ich verspreche dir, daß das Bohrschiff eine scharfe Atombombe an Bord haben wird.«

»Hm?«

»Nur für den Fall, daß wir zufällig auf die Überreste von Atlantis treffen«, sagte Mike ernsthaft. »Ein kurzer Knall, und die Sache ist erledigt.«

Damona lächelte. »Sei nicht albern, Mike. Wenn wir die Bauarbeiten nicht freiwillig eingestellt hätten, hätte man uns dazu gezwungen, das weißt du genau.«

»Natürlich. Aber wir hätten wenigstens Schadenersatz anmelden können. So geht der ganze Schaden zu unseren Lasten.« Er seufzte, lehnte sich zurück und spielte mit seinem Weinglas.

»Paß gut auf das Ding auf«, sagte er mit einer Geste auf die Katzenskulptur. »Vielleicht wird es einmal wertvoll. Eine Million oder so.«

Damona runzelte ärgerlich die Stirn und verstaute ihren Schatz wieder in ihrer Handtasche. Mikes Spott ärgerte sie mehr, als sie zugeben wollte.

Sie setzte zu einer scharfen Entgegnung an, aber sie kam nicht mehr dazu, sie vorzubringen. Aus der angrenzenden Küche erscholl ein helles Scheppern, gefolgt von einem wütenden Schrei und einem dumpfen, drohenden Knurren. Die Tür erbebte, als werfe sich ein schwerer Körper von innen dagegen.

Mike drehte sich stirnrunzelnd um. »Was ist denn da los?« fragte er. »Hört sich an, als kämpfte Luigi mit einer störrischen Spaghetti.«

Hinter der Tür erscholl plötzlich ein wütendes Bellen. Ein zweiter, noch heftigerer Schlag ließ die Tür erzittern, dann wurde die Klinke mit einem Ruck heruntergedrückt, und ein kleinwüchsiger Mann in der schwarzen Livree eines Kellners taumelte heraus. Hinter ihm wuchs ein struppiger schwarzer Schatten empor.

Ein vielstimmiger Aufschrei ging durch das Lokal. Der Mann taumelte, fiel mit rudernden Armen zu Boden und stieß einen ängstlichen Schrei aus. Damona sah plötzlich, daß seine rechte Hand blutüberströmt war. Dann schoß ein riesiger, schwarzer Hund aus der Tür, rannte über den Gestürzten hinweg und hetzte mit gefletschten Zähnen auf Damona zu.

Damona registrierte die Gefahr im letzten Moment. Der Hund überwand die Entfernung zwischen der Tür und ihrem Tisch mit ein paar weit ausgreifenden Sätzen und federte in einem mächtigen Sprung auf sie zu.

Damona ließ sich in einem blinden Reflex zur Seite fallen. Der Hund

verfehlte sie um wenige Zentimeter. Noch im Sprung ruckte sein Kopf herum und schnappte wütend nach seinem Opfer. Seine riesigen Kiefer klappten mit einem häßlichen Geräusch dicht vor Damonas Gesicht zu.

Damona stürzte zu Boden, wälzte sich herum und kam im gleichen Augenblick wieder auf die Füße, in dem sich der Hund erneut auf sie stürzte. Sie sprang zur Seite, taumelte gegen den Tisch und ging im nächsten Augenblick unter dem Ansturm des Hundekörpers ein zweites Mal zu Boden.

Die Fänge der Bestie klappten dicht vor ihrer Kehle auseinander.

Damona schrie auf, warf den Kopf zurück. Und riß den Hund mit einer verzweifelten Anstrengung von sich weg. Das Tier stieß ein tiefes, drohendes Knurren aus, ein Geräusch, wie sie es noch nie bei einem Tier gehört hatte. Die fast fingerlangen Reißzähne des Ungeheuers funkelten wie kleine, gefährliche Dolche. Heißer, übelriechender Atem schlug ihr entgegen. Der Hund hockte wie ein lebendig gewordener Alptraum auf ihrer Brust, zerfetzte ihr mit den Hinterläufen das Kleid und schnappte wie rasend nach ihrem Hals. Damonas Hände verkrampften sich verzweifelt in sein Fell. Aber sie spürte, daß sie der Kraft des tobsüchtigen Tieres nur noch Sekunden widerstehen würde. Das Gebiß näherte sich unaufhörlich ihrer Kehle. Sie strampelte wild mit den Beinen, rammte dem Hund ein Knie in den Unterleib und bekam für eine halbe Sekunde Luft.

Dann tauchte Mike mit einem wütenden Schrei über ihr auf, riß das Tier mit einer einzigen, verzweifelten Bewegung von Damona herunter und stellte sich schützend über sie. Der Hund schlitterte auf dem glatten Parkettboden meterweit davon, fuhr mit einem schrillen Heulen herum und versuchte sich erneut auf Damona zu stürzen.

Mike vertrat ihm den Weg, drehte sich blitzschnell zur Seite und schlug ihm die Handkante in den Nacken. Der Hund knickte in den Vorderläufen ein, stieß ein klägliches Wimmern aus und versuchte sich taumelnd wieder zu erheben. Mike ließ ihm nicht die geringste Chance. Seine Faust traf die empfindliche Nase des Tieres. Der Hund heulte auf, fiel auf die Seite und versuchte noch im Zusammenbrechen, nach Damona zu schnappen. Seine Zähne fetzten durch den Stoff von Damonas Kleid und hinterließen blutige Kratzer auf ihrer Haut.

Mike war mit einem Satz über dem Tier, riß seinen Kopf zurück und schlug mit aller Kraft zu. Der Hund winselte, verdrehte die Augen und lag dann still.

Mike richtete sich keuchend auf. Auf seinem Gesicht stand die ungläubige Angst geschrieben, die er ausgestanden hatte.

»Mein Gott«, stöhnte er. »Damona – ist dir etwas passiert?«

Damona stemmte sich mühsam hoch, griff nach Mikes hingehaltener

Hand und sank dann erschöpft gegen den Tisch. »Ich… ich glaube nicht«, sagte sie unsicher. Ihr Blick streifte den reglosen Hundekörper. Ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken, als sie sah, wie groß und muskulös das Tier war. Es war reines Glück, daß sie noch lebte: Hätte das Tier nicht so verzweifelt versucht, sich auf sie zu stürzen, hätte Mike nicht die Spur einer Chance gegen die Bestie gehabt. Der Hund war fast so groß wie ein Shetland-Pony, und sein Gebiß hätte einem Krokodil zur Ehre gereicht. Ihre Knie begannen plötzlich zu zittern.

»Bist du sicher, daß dir nichts passiert ist?« fragte Mike besorgt.

»Du bist kalkweiß.«

Damona lächelte unsicher. »Das ist ja wohl kein Wunder, oder?«

Mittlerweile hatten sich sämtliche Gäste des Lokals um den Tisch geschart. Auch Luigi, der Besitzer des Lokals, kam aufgeregt aus der Küche gerannt und drängelte sich zwischen den Neugierigen zu Mike und Damona durch.

Sein Unterkiefer sank verblüfft herunter, als er sah, was geschehen war.

Mike trat wütend auf ihn zu und packte ihn grob bei den Jackenaufschlägen.

»Wenn Sie nicht sofort eine verdammt gute Entschuldigung parat haben«, knurrte er, »kriegen Sie eine Menge Ärger, Luigi.«

Der kleinwüchsige Italiener schien ein Stück in sich zusammenzuschrumpfen.

»Ich… ich verstehe das nicht«, keuchte er ängstlich. »So etwas ist noch nie vorgekommen. Ich habe den Hund jetzt seit sieben Jahren, und er war bisher das friedlichste Tier, das man sich nur vorstellen kann. Ich kann mir das alles nicht erklären. Bitte, Mister Hunter, es … es tut mir furchtbar leid, und ich werde Ihnen den Schaden selbstverständlich ersetzen.«

»Mike«, sagte Damona sanft, »laß ihn los.«

Mike knurrte ungehalten, schüttelte Luigi noch einmal und ließ ihn dann los. Der Italiener stand einen Moment lang verwirrt da, drängte sich dann an Mike vorbei und bückte sich zu seinem Tier.

Als er wieder aufstand, lag ein bestürzter Ausdruck auf seinem Gesicht. »Er, er ist tot«, sagte er leise. »Sie haben ihn totgeschlagen.«

Mike grunzte unwillig. »Reden Sie keinen Quatsch, Mann! So schnell stirbt ein solcher Hund nicht.«

»Aber er ist tot!« beharrte Luigi weinerlich. »Sehen Sie doch selbst!«

Mike bückte sich, hob den Kopf des Hundes an und untersuchte ihn flüchtig.

Auf seinem Gesicht erschien ein erloschener Ausdruck.

»Das verstehe ich nicht«, murmelte er. »Ich habe zwar mit voller Kraft zugeschlagen, aber… man kann doch ein solches Ungeheuer nicht mit einem Schlag töten. Niemand kann das!«

Auch Damona war neben ihn getreten und beugte sich jetzt neugierig über den reglosen schwarzen Körper. Der Hund war tot, das sah man auf den ersten Blick. Sie wußte, wie stark Mike war – schon so mancher Gegner hatte sich in dem schlaksigen jungen Mann verschätzt. Aber so stark, daß er ein solches Monster mit ein paar Faustschlägen umbringen konnte, war er nun auch wieder nicht. Irgend etwas stimmte hier nicht.

Mike stand ächzend auf. »Das erspart Ihnen wenigstens die Arbeit, ihn einschläfern zu lassen«, sagte er grob.

Luigi erbleichte noch weiter. »Aber… Sie …«

»Es ist gut, Luigi«, unterbrach ihn Mike kalt. »Dieses Vieh hat Miß King um ein Haar umgebracht. Sie erwarten doch wohl nicht, daß ich auch noch Mitleid zeige, oder?«

Luigi schluckte.

»Natürlich nicht«, murmelte er leise.

»Sie können froh sein, wenn wir keine Anzeige erstatten«, fuhr Mike eisig fort. »Und jetzt machen Sie uns bitte die Rechnung fertig. Wir möchten gehen. Miß King muß zu einem Arzt.«

»Aber das ist doch gar nicht notwendig«, protestierte Damona.

Mike brachte sie mit einer energischen Handbewegung zum Schweigen. »Und ob es notwendig ist. Immerhin kann das Vieh die Tollwut oder sonstwas haben. Außerdem brauchst du eine Tetanusinjektion. Wir fahren zum Krankenhaus, und damit basta. Und den Hund nehmen wir mit.«

Luigi versuchte ein letztes Mal, etwas zu sagen, aber ein einziger Blick von Mike brachte ihn zum Verstummen.

Mike warf Damona einen auffordernden Blick zu. »Komm.«

Damona nickte gehorsam. Sie fühlte sich plötzlich müde und erschöpft. Sie wollte nichts weiter, als hier herauskommen. Mit einem Mal erfüllte sie der Anblick des Hundekörpers mit Abscheu und Ekel. Sie wandte den Blick, blieb eine Sekunde lang mit geschlossenen Augen stehen und ging dann hinter Mike her zum Ausgang.

»Du wartest hier«, sagte Mike, als sie vor der Tür standen. »Ich fahre mit dem Porsche vor. Und Ihnen, Luigi«, sagte er zu dem Wirt, der ihnen aufgeregt gefolgt war, »wäre ich dankbar, wenn Sie den Hund in ein paar Tücher einschlagen und herausbringen lassen würden. Ich möchte, daß er untersucht wird.«

Der Wirt nickte betrübt. »Wenn es unbedingt sein muß…«

»Es muß sein«, sagte Mike, nun schon eine Spur milder gestimmt.

»Das Tier muß untersucht werden. Ich möchte wissen, was mit ihm los ist.«

Der Wirt entfernte sich, und Damona wartete geduldig, bis Mike mit dem Porsche vorgefahren war und den Kofferraum aufklappte.

Luigi und einer seiner Angestellten brachten den leblosen

Hundekörper heraus.
Als die beiden Männer mit dem in weiße Tücher eingeschlagenen Kadaver an Damona vorbeigingen, spürte sie eine Welle eisigen Hasses in sich aufsteigen. Sie mußte sich beherrschen, um nicht vorzuspringen und in sinnloser Wut auf den Hund einzuschlagen.

***

Der Wächter gähnte, rutschte auf seinem Stuhl in eine bequemere Lage und blätterte gelangweilt in der Illustrierten, die vor ihm auf dem Tisch lag. Er hatte die Zeitung in den verstrichenen sechs Stunden mindestens ein Dutzendmal gelesen und kannte sie halb auswendig, aber die bunten Bilder boten immer noch mehr Abwechslung als das sinnlose Starren auf die gelbgestrichene Wand vor ihm.
Er schob den Jackenärmel zurück und sah auf die Uhr. Noch beinahe zwei Stunden, ehe er abgelöst wurde. Die Nachtschicht hier oben in der Isolierstation gehörte zum Langweiligsten, was sein Dienst bieten konnte. Aber es führte nun mal kein Weg daran vorbei. Im Grunde konnte er froh sein, den Job in dieser Privatklinik bekommen zu haben. Die Bezahlung war gut, und die Arbeit war krisensicher. Verrückte würde es immer geben.
Er klappte die Zeitung zu, reckte sich ausgiebig und stand dann umständlich auf, um seine stündliche Runde durch die Station zu beginnen. Nicht, daß sie notwendig gewesen wäre. Die Zimmer waren absolut ausbruchssicher. Aber Vorschrift war Vorschrift.
Er griff nach seiner Stempeluhr – in einer von Computern und modernster Technik beherrschten Umgebung ein fast altertümliches Relikt – hängte sie um und schlurfte mit hängenden Schultern den Gang hinunter. Ab und zu blieb er stehen und warf einen Blick durch den Spion ins Innere der einzelnen Zellen. Die Patienten schliefen. Natürlich, dachte der Mann neidisch. Sie durften es. Alle durften. Vermutlich war er der einzige Verrückte in ganz Kairo, der um diese Zeit arbeitete.
Er ging weiter, bog am Ende des Korridors ab und nahm den zweiten Teil seines Rundganges in Angriff. Die Beleuchtung war auf ein Minimum heruntergeschaltet, so daß die Umrisse des Ganges nur verschwommen zu erkennen waren und sein Ende irgendwo in nebeliger Ferne zu liegen schien. Es war fast, als treibe vor dem Ende des Korridors eine feine, auf und ab wogende Nebelbank.
Der Mann blieb stehen und betrachtete das Phänomen verwundert. Es dauerte Sekunden, ehe er begriff, daß ihm seine Augen keinen Streich spielten.
Beißender Geruch stieg ihm in die Nase.
Qualm!

Irgendwo dort vorne brannte es!

Der Mann löste sich aus seiner Erstarrung, drückte den Alarmknopf an seinem Hausfunkgerät und hetzte los. Der Brandgeruch wurde stärker, und als er näherkam, erkannte er, daß unter der letzten Tür im Korridor dünne, blaue Rauchschwaden hervorquollen.

Er überwand die Entfernung mit zwei, drei eiligen Schritten, hämmerte auf den Not-Knopf der Computeranlage und wartete ungeduldig, bis die Tür vor ihm aufglitt.

Eine dicke, beißende Qualmwolke schlug ihm entgegen. Der Mann hustete, wich einen Schritt zurück und drang dann mit tränenden Augen in das Zimmer ein.

Der Raum war vollkommen verqualmt. Irgendwo rechts von ihm brannte ein grelles, prasselndes Feuer, und aus dem Rauch drang ein gequältes Stöhnen zu ihm. Er blieb stehen, riß sein Taschentuch hervor und preßte es vor Mund und Nase, ehe er weiterging. Das Stöhnen wiederholte sich und war jetzt ganz nahe. Der Mann bückte sich, sah sich mit tränenden Augen um und tastete über den Boden.

Seine Finger ergriffen etwas Weiches, Warmes – eine Hand!

Er ließ das Taschentuch fallen, griff mit beiden Händen zu und schleifte den Reglosen ächzend zur Tür. Der Körper schien Zentner zu wiegen.

Das Feuer flackerte stärker auf, als der von draußen hereinströmende Sauerstoff ihm neue Nahrung zufügte. Die Flammen prasselten höher und griffen rasend schnell um sich. Das Zimmer würde in wenigen Augenblicken ein Flammenmeer sein.

Die mörderische Hitze trieb den Mann noch schneller zur Tür.

Hustend und würgend taumelte er aus dem Raum, bettete den Bewußtlosen behutsam auf den Fußboden und drückte dann erneut einen Knopf auf der Computertafel. Die Tür glitt zischend zu. Wenigstens konnte sich das Feuer auf diese Weise nicht bis auf den Korridor ausbreiten. Die intensive Hitze würde zwar vermutlich auch vor der Stahltür nicht Halt machen, aber bis die Flammen dieses Hindernis überwunden hatten, würde die Feuerwehr längst eingetroffen sein.

Der Mann lehnte sich keuchend gegen die Wand. Sein Gesicht und seine Hände schmerzten höllisch, und in seiner Brust war ein dumpfer würgender Druck. Er hustete, stieß sich mühsam von der Wand ab und beugte sich dann zu dem Verletzten hinunter.

Er sah die Bewegung nicht einmal. Norman fuhr mit einer unglaublich schnellen Drehung herum, verkrallte seine Hände ins Gesicht des Wächters und riß ihn zu Boden.

Der Nachtwächter schrie auf, als sich die scharfen Fingernägel des anderen in seine Haut gruben. Norman sprang auf, fauchte ärgerlich und schlug den Kopf des Mannes so lange gegen den Boden, bis dieser

in seinen Händen erschlaffte und sich nicht mehr rührte.

Dann richtete er sich auf, drehte sich lauernd um und starrte aus mißtrauisch zusammengezogenen Augen den Gang hinunter. Der Korridor war noch leer, aber es konnte nicht mehr lange dauern, bis es hier von Menschen wimmeln würde.

Hastig begann er, dem bewußtlosen Posten die Uniform auszuziehen. Der Mann hatte ungefähr seine Statur, und in der Aufregung, die hier gleich losbrechen würde, würde wahrscheinlich niemand auf sein Gesicht achten. Er schleifte den Reglosen in eine abgelegene Ecke, zog sich hastig Jacke und Hose an und schob die Mütze tief ins Gesicht. Dann rannte er den Korridor hinunter.

Die durchsichtigen Panzertüren am Ende des Ganges glitten auf, als er um die Ecke bog. Ein halbes Dutzend weißbekittelter Klinikangestellter drängte sich ihm aufgeregt entgegen und überschüttete ihn mit Fragen.

Norman knurrte ärgerlich, stieß einen Mann von sich und deutete mit dem Daumen über die Schulter zurück. Auch dieser Teil des Korridors war mittlerweile von dem beißenden Gestank heißen Metalls und brennenden Kunststoffes erfüllt, so daß nicht viele Erklärungen notwendig waren. Er fuhr herum, rannte auf den Aufzug zu und drückte mit fliegenden Fingern die Ruftaste.

Er hatte abermals Glück. Der Aufzug kam fast augenblicklich, und die Kabine war leer. Er sprang hinein, drückte die Erdgeschoßtaste und wartete ungeduldig, bis sich die Kabine in Bewegung setzte.

Über der Tür leuchteten die Zahlen der Stockwerke auf, die die Kabine passierte. Norman starrte das Licht ungeduldig an. Der Aufzug schien sich mit quälender Langsamkeit hinunterzubewegen.

Das Funkgerät an seinem Gürtel begann aufgeregt zu pfeifen. Norman riß es mit einer einzigen Bewegung herunter und schmetterte es gegen die Aufzugtür. Es zerbrach und landete als wirrer Haufen zerbrochener Plastikteile und hervorquellender Drähte auf dem Boden. Spätestens jetzt würde den Leuten in der Funkzentrale klar werden, daß hier irgend etwas nicht stimmte. Aber ehe sie reagierten, war er längst aus dem Haus heraus. Kairo war groß – es würde nicht allzu schwer werden, irgendwo unerkannt unterzutauchen.

Wenn er erst einmal aus dem Klinikgebäude heraus war, war er in Sicherheit.

Die Kabine hielt nach einer Ewigkeit an, und die Türen glitten auf.

Norman erstarrte.

Er war im Erdgeschoß des Hospitals angekommen. Die rettenden Glastüren waren keine zwanzig Meter mehr von ihm entfernt.

Aber zwischen ihnen und dem Aufzug standen mindestens ein Dutzend Männer und Frauen in weißer Hospitalkleidung.

Und bei ihnen – Es-Naqr!

Der Klinikchef erbleichte, als er Norman sah.

»Norman!« stieß er verblüfft hervor. »Was in Dreiteufelsnamen machen Sie hier!«

Der Besessene reagierte augenblicklich. Er duckte sich, federte aus der Kabine und schleuderte zwei Männer, die sich auf ihn stürzen wollten, mit einer spielerischen Bewegung zur Seite. Mit weit ausgebreiteten Armen warf er sich auf den Psychiater.

Es-Naqr ging unter dem Ansturm des Tobenden zu Boden. Eng aneinandergeklammert rollten die beiden Gegner über die Fliesen.

Norman kämpfte mit der Kraft der Verzweiflung, aber gegen die fast dutzendfache Übermacht hatte er keine Chance. Die Männer waren darin erfahren, mit tobsüchtigen Patienten fertig zu werden.

Er wurde von seinem Opfer weggerissen und in einem doppelten Polizeigriff gehalten. Ein starker Arm bog seinen Kopf zurück, und jemand warf sich auf seine Beine und hielt sie mit seinem Körpergewicht gegen den Boden.

Es-Naqr stand stöhnend auf. Auf seiner linken Wange waren vier tiefe, blutige Kratzer, wo Normans Fingernägel seine Haut aufgerissen hatten. Aber der Psychiater schien die Verletzung gar nicht zu spüren. Er kniete neben Norman nieder, griff in seine Kitteltasche und förderte ein kleines Lederetui zutage. Seine Finger zitterten unmerklich, als er die winzige Wegwerfspritze daraus hervornahm und Normans Jackenärmel zurückschob.

»Ihr werdet mich nie halten!« kreischte Norman. Er bäumte sich verzweifelt gegen den Griff seiner Bewacher auf und versuchte sogar, einen der Männer zu beißen.

Es-Naqr trieb die Injektionsnadel in Normans Vene und drückte mit einer raschen Bewegung den Kolben herunter.

Das Medikament wirkte beinahe augenblicklich. Normans Toben hörte auf, und sein Gesicht nahm einen entspannten, schläfrigen Ausdruck an.

»Ihr könnt mich nicht aufhalten«, stöhnte er. »Ihr könnt es nicht. Babtel madr wird siegen.« Dann sank sein Kopf auf die Seite.

Es-Naqr stand nachdenklich auf.

»Bringt ihn weg«, sagte er leise.

***

Die Scheinwerfer des Porsche rissen zwei asymmetrische grelle Streifen aus der Nacht. Das glatte Asphaltband huschte unter den Reifen des Sportwagens davon, und der Motor summte trotz der fast hundert Meilen Dauergeschwindigkeit, die Mike fuhr, wie eine zufriedene Katze.

Damona kuschelte sich eng in den Beifahrersitz und hielt die Füße in den wärmenden Luftstrom der Heizung. Der April hatte es in diesem

Jahr besonders gut mit dem Land gemeint – die derzeit herrschende Kältewelle hätte auch dem Spätherbst alle Ehre gemacht, und je weiter sie nach Norden kamen, desto kälter schien es zu werden. Es hätte Damona nicht gewundert, wenn auf den Zinnen von Kings Castle noch Schnee lag.

»Ich bin froh, wenn wir zu Hause sind«, murmelte sie.

Mike sah auf die Uhr. »Noch eine halbe Stunde«, sagte er, »dann haben wir es geschafft.«

Es war fast vier Uhr morgens. Mike hatte Damona trotz ihres heftigen Widerstandes ins Krankenhaus geschleift und gewartet, bis sie untersucht worden war. Und die Fahrt von London bis ins schottische Hochland hatte den Rest der Nacht in Anspruch genommen.

Auch Mike war müde. Unter seinen Augen lagen dunkle Ringe, und die Finger, die das Lenkrad hielten, zitterten leicht. Es wäre für beide leichter gewesen, die Nacht in London zu verbringen und erst am nächsten Morgen nach Schottland zurückzureisen, aber Damona hatte darauf gedrängt, sofort nach Kings Castle zu fahren. Trotz der modernen Penthouse-Wohnung, die Mike ihr in London eingerichtet hatte, fühlte sie sich in den Mauern von Kings Castle noch zu Hause. Vielleicht mehr als vorher.

Sie gähnte, lehnte den Kopf gegen die Nackenstütze und blinzelte müde aus dem Fenster. Die Geschwindigkeit des Porsche ließ die Bäume rechts und links des Highways zu verschwommenen Schatten werden. Nur selten kam ihnen ein anderes Fahrzeug entgegen, und die wenigen Ortschaften, die manchmal jenseits der Leitplanken an ihnen vorüberglitten, lagen wie ausgestorbene, tote Geisterstädte da.

»Müde?« fragte Mike überflüssigerweise.

Damona drehte den Kopf und lächelte. »Ja. Aber die paar Minuten werde ich es schon noch aushalten. Fahr nicht so schnell«, fügte sie nach einem Blick auf den Tachometer hinzu.

Mike grinste. »Keine Sorge. Wir sind sowieso gleich da.« Er schaltete herunter und ließ den Wagen ausrollen. Am linken Straßenrand tauchte das erste Hinweisschild auf, und Mike nahm noch mehr Tempo weg. Wenige Minuten später verließen sie die Ausfahrt und fuhren mit geringerer Geschwindigkeit über die Landstraße nach Westen.

»Noch vierzehn Meilen«, verkündete Mike. »Dann sind wir in Marnockfearn. Was macht deine Schulter?«

Damona fühlte mit der Hand nach dem dicken Verband, den ihr der Arzt über die paar lächerlichen Kratzer gelegt hatte. Am liebsten hätte sie ihn heruntergerissen, aber sie war einfach viel zu müde, um den Streit, den sie danach garantiert mit Mike bekommen hätte, durchzustehen. So beließ sie es bei einem fast unhörbaren Seufzer und schmiegte sich noch enger gegen die Samtimitation des

Beifahrersitzes.
Mike interpretierte ihr Verhalten falsch.
»Schlaf einen Moment«, sagte er. »Ich wecke dich, wenn wir in Kings Castle sind. Vielleicht«, fügte er mit einem flüchtigen Grinsen hinzu, »hilft mir Thomas ja auch, dich ins Bett zu tragen.«
»So müde bin ich nicht«, widersprach Damona. »Ich zerbreche mir nur den Kopf über das, was heute abend passiert ist.«
Mike biß sich nachdenklich auf die Unterlippe.
»Krank war der Hund jedenfalls nicht«, murmelte er. »Zumindest haben die Ärzte nichts festgestellt.«
Damona bückte sich nach ihrer Handtasche, klappte den Verschluß auf und nahm das kleine Glaskästchen mit der Katzenstatue hervor. Im schwachen, grünen Schein der Armaturenbeleuchtung schienen die schräggestellten Augen des Tieres phosphoreszierend aufzuleuchten.
»Du glaubst doch nicht, daß es etwas damit zu tun hat?« fragte Mike.
»Hunde mögen keine Katzen, oder?« antwortete Damona geheimnisvoll.
»Das stimmt zwar, aber…« Mike zuckte die Achseln und lächelte unsicher.
»Ich muß nur gerade daran denken, daß eigentlich alles, was mit dieser Statue zusammenhängt, von Anfang an unter keinem guten Stern gestanden hat«, sagte Damona. Ihre Finger fuhren sanft und fast liebkosend über das kühle Glas.
Mit einem Mal fühlte sich das Material unter ihren Fingerspitzen fast warm und lebendig an. Sie wollte weitersprechen, aber irgend etwas hinderte sie daran. Es war, als hätte sie für einen winzigen Augenblick den Kontakt zwischen Körper und Geist verloren. Plötzlich glaubte sie eine sanfte, körperlose Berührung zu spüren, ein Tasten wie von Spinnenfüßen in ihrem Geist, sanft, behutsam und doch kraftvoll. Eine unhörbare, wortlose und stumme Stimme, eine Welle von Gefühlen und Empfindungen, die aus dem Nirgendwo zu ihr hinüberwehte. Es war etwas Fremdes und doch auf unbestimmte Weise Bekanntes, das sie da empfing.
»Stimmt«, sagte Mike. »Wenn ich es mir so überlege – ein Mann wurde getötet, ein anderer ist im Irrenhaus gelandet, der King Konzern an den Rand des Ruins getrieben…« Er zuckte die Achseln, warf Damona einen flüchtigen Blick zu und konzentrierte sich dann wieder auf die Straße. »Und dazu noch der Zwischenfall von heute abend. Wenn man alles zusammennimmt, sind es schon recht merkwürdige Umstände.«
Damona spürte, wie die Lähmung allmählich von ihrem gesamten Körper Besitz ergriff. Das Gefühl der Berührung, fast der Verschmelzung mit einem fremden Geist, wurde übermächtig. Und plötzlich spürte sie, wie irgend etwas in ihr, eine Komponente ihrer

Seele, auf den unhörbaren Ruf antwortete, wie tief aus ihrem Inneren ein Echo zurückkam. Etwas von ihr antwortete…

Die Hexenherz-Präsenz? Damona lauschte in sich hinein, aber das Amulett war stumm, ein lebloser Stein, von der gleichen geheimnisvollen Lähmung befallen wie sie selbst.

Mike redete weiter, aber sie verstand die Worte nicht mehr. Es war, als spräche er plötzlich in einer fremden, unverständlichen Sprache.

Seine Stimme klang mit einem Mal hohl und verzerrt, als dränge sie aus unendlich weiter Entfernung zu ihr hinüber.

Ihr Kopf sank auf die Brust. Ihre Augenlider fühlten sich mit einem Mal schwer wie Blei an und schlossen sich. Langsam, aber unbarmherzig, versank Damona in eine tiefe Bewußtlosigkeit…

***

Aus dem Lautsprecher des Fernsehers drang ein leises, statisches Rauschen, und über die Mattscheibe flimmerte grauweißer Schnee und tauchte das winzige Dachzimmer in tanzende Schatten. Durch das halb geöffnete Fenster drang das ängstliche Heulen eines Hundes herein.

McCormin blinzelte, fuhr sich mit einer verschlafenen Geste über die Augen und stemmte sich mühsam aus dem Fernsehsessel hoch.

Er gähnte, blickte zu der altmodischen Standuhr in der Ecke und schüttelte dann den Kopf. Fünf Uhr. Gegen acht hatte er den Fernseher eingeschaltet und sich die Abendnachrichten und den Beginn des nachfolgenden Spielfilmes angesehen, aber den Schluß hatte er schon nicht mehr mitbekommen. Irgendwann zwischen dem ersten und dem zweiten Mord war er eingeschlafen. Er gähnte erneut, stand umständlich auf und schlurfte mit hängenden Schultern zum Fernseher. In letzter Zeit kam es immer öfter vor, daß er vor der Flimmerkiste einschlief. Er wurde langsam alt.

Eigentlich, dachte er, lohnte es sich gar nicht mehr, schlafen zu gehen. In einer knappen Stunde würde der Wecker sowieso schrillen und einen neuen Tag auf dem kleinen Gehöft südlich von Marnockfearn einläuten, und wie an jedem Morgen würde er aufstehen und hinuntergehen, um seinem Sohn und seiner Schwiegertochter bei der Arbeit zu helfen. Nicht, daß er es gemußt hätte. Roderick hatte in den letzten Jahren eine Menge Maschinen angeschafft, die die Arbeit auf den sechzehn Hektar Ackerland erheblich erleichterten, und außerdem gab es da noch Dan, den hünenhaft gebauten Knecht, der für drei arbeitete und den alten McCormin mehr als ersetzte. Aber sein ganzes Leben hatte aus der Arbeit auf dem Hof bestanden, und er dachte nicht daran, diesen liebgewordenen Tagesrhythmus in den letzten paar Jahren noch zu ändern. Natürlich ließ er alles etwas langsamer angehen als früher,

aber er bemühte sich stets, seinen Teil zu tun. Und es fiel ihm nicht einmal schwer.

Er schaltete den Apparat aus, schlurfte zum Fenster und langte nach dem Griff, um es zu schließen. Die Nächte waren immer noch empfindlich kalt, und das Kaminfeuer war zu einem Haufen glühender Asche heruntergebrannt, während er geschlafen hatte.

Unten auf dem Hof heulte wieder der Hund. McCormin runzelte die Stirn, überlegte einen Moment und öffnete das Fenster dann vollends. Eisiger, durchdringender Wind schlug ihm entgegen, als er sich hinausbeugte.

Der Hof lag dunkel und scheinbar friedlich unter ihm; ein langgezogenes Rechteck, das an zwei Seiten von den niedrigen Wohn- und Stallungsgebäuden begrenzt wurde. Der Hund heulte erneut – ein heller, kläglicher Laut, der McCormin einen eiskalten Schauer über den Rücken jagte. Irgend etwas stimmte dort unten nicht. Das Bild wirkte friedlich, aber der Alte fühlte einfach, daß dieser Eindruck täuschte. Candy war ein erfahrener alter Wachhund, der nicht ohne einen triftigen Grund mitten in der Nacht ein solches Theater aufführen würde. Vielleicht witterte der Hund einen Fuchs oder ein Wiesel. Die kleinen Räuber waren zwar in den letzten Jahren seltener geworden, aber das bedeutete nicht, daß die Ställe vor ihnen sicher waren.

McCormin trat vom Fenster zurück, sah sich einen Moment lang unschlüssig im Zimmer um und ging dann zur Tür. Vorsichtig, um die anderen nicht zu wecken, schlich er die knarrende Holztreppe ins Erdgeschoß hinunter, schlüpfte in seine Stiefel und nahm ein Gewehr aus dem Waffenschrank in der Diele. Vor einem halben Jahr hatte es einen Fall von Tollwut in einem Nachbardorf gegeben, und die Tierärzte waren sich immer noch nicht sicher, ob die Gefahr endgültig gebannt war. McCormin hatte keine besondere Lust, seinem Leben wegen eines tollwütigen Fuchses ein vorzeitiges Ende zu setzen.

Er öffnete die Haustür, blieb einen Moment lang lauschend stehen und wandte sich dann nach rechts, von wo jetzt wieder das ängstliche Jaulen des Hundes zu hören war. Ängstlich – ja. McCormin hörte es jetzt genau. Das Tier hatte Angst. Panische Angst. Unwillkürlich fragte er sich, welcher Feind einem so riesigen deutschen Schäferhund, wie Candy es war, Furcht einjagen konnte. Ein Fuchs sicher nicht.

Er kippte den Gewehrlauf herunter, schob zwei großkalibrige Schrotpatronen hinein und ließ die Waffe dann wieder einrasten.

Das Geräusch schien wie ein Kanonenschuß über den still daliegenden Hof zu peitschen. Plötzlich fiel McCormin auf, wie ruhig es war.

Abgesehen vom ängstlichen Heulen und Winseln des Hundes und dem Geräusch seiner eigenen Schritte war es vollkommen still. In all

den Jahren, die er jetzt hier lebte, hatte er noch nie ein derartiges Schweigen erlebt. Der Hof lag nur wenige Schritte vom Waldrand entfernt, und die Ökologie war in diesem Teil Schottlands noch weitgehend in Ordnung, so daß Wald und Feld trotz der menschlichen Kultivierung von einer Vielzahl von Leben erfüllt war. Der Wald war nie vollkommen still. Oder war es nie gewesen, bis heute.

Allmählich machte sich ein seltsames, beklemmendes Gefühl in McCormin breit. Candys Heulen war jetzt schriller geworden. Der Hund mußte halb wahnsinnig vor Angst sein. Der alte Farmer ging unwillkürlich langsamer, als er sich der Scheune näherte. Ein dumpfes Kratzen drang von drinnen an sein Ohr. Candy mußte wie ein Wahnsinniger an der Tür herumzerren, um nach draußen zu gelangen.

McCormin blieb stehen, drehte sich einmal um seine Achse und umklammerte das Gewehr fester. Seine Finger spielten nervös am Abzug. Aber noch immer war nichts Fremdes oder gar Bedrohliches zu sehen. Trotzdem war es eindeutig, daß der Hund etwas witterte.

Er begann jetzt zu bellen; dumpf, wütend und mit einer Mischung aus panischer Furcht und mühsam zurückgehaltener Angriffslust.

McCormin drehte sich entschlossen herum und schob den Riegel zurück. Die altersschwache Tür erbebte, als sich der Hund von drinnen mit aller Macht dagegen warf. McCormin taumelte zurück und wäre gestürzt, wenn er sich nicht an der Wand festgehalten hätte.

Candy schoß mit schrillem Heulen nach draußen, biß in irrsinniger Wut in die leere Luft und raste dann los.

McCormin starrte ihm einen Herzschlag lang verblüfft nach und setzte dann zur Verfolgung an. Hinter den Schlafzimmerfenstern im Haus flammte in diesem Augenblick Licht auf. Candys Bellen mußte Roderick geweckt haben. Aber McCormin verschwendete keine Zeit damit, auf seinen Sohn zu warten. Candy hatte den Hof mittlerweile überquert und bog kläffend und knurrend um den Stall.

McCormin rannte los, so schnell es seine alten Beine gestatteten.

Sein Herz begann zu hämmern, und sein Atem ging schon nach wenigen Metern keuchend und mühsam. Die eisige Luft brannte wie flüssiges Feuer in seinen Lungen.

»Dad!«

McCormin blieb stehen, rang keuchend nach Atem und drehte sich halb herum. Sein Sohn war im geöffneten Schlafzimmerfenster erschienen und sah besorgt zu ihm herunter. »Was ist passiert?«

»Weiß nicht!«, brüllte McCormin zurück. »Candy hat irgendwas gewittert! Ich muß hinterher!« Er wandte sich um und lief weiter in die Richtung, in der der Hund verschwunden war.

»Bleib stehen, Dad!« schrie Roderick hinter ihm. »Ich komme!«

Aber McCormin achtete nicht darauf. Das Jagdfieber hatte ihn gepackt. Bis Roderick auftauchte, konnte es schon zu spät sein. Candy

hatte schon jetzt einen nicht mehr einzuholenden Vorsprung. Sein Bellen entfernte sich mit jeder Sekunde mehr. Gleichzeitig wurde es schriller.

Der alte Farmer hetzte um die Ecke und blieb verwirrt stehen.

Candy war in etwa fünfzig Meter Entfernung stehengeblieben und kläffte wie wahnsinnig. Vor ihm stand eine hoch aufgerichtete, helle Gestalt.

McCormins Unterkiefer sank verblüfft herab.

Es war eine Frau. Selbst über die große Entfernung konnte McCormin erkennen, daß sie sehr groß war; sechs Fuß oder mehr. Sie war jung, vielleicht zwanzig, fünfundzwanzig Jahre alt, wunderbar proportioniert – und vollkommen nackt.

McCormin ließ das Gewehr sinken und stieß einen schrillen Pfiff aus. Candy hörte für einen Moment auf zu bellen, wandte den Kopf und blinzelte zu ihm hinüber. Aber entgegen seiner sonstigen Gewohnheit kam er nicht gehorsam herangetrottet, sondern wandte sich gleich wieder seinem Opfer zu und begann wütend weiterzukläffen.

McCormin löste sich endlich aus seiner Erstarrung und näherte sich der Fremden. Sein Blick tastete mit einer Mischung aus Neugier und Verlegenheit über ihren schlanken, makellosen Körper. Die Haut der Frau schimmerte im Mondlicht wie polierte Bronze. Sie hatte einen dunklen, südländischen Teint, blauschwarzes Haar, das in einer wirren, ungezügelten Lockenpracht bis weit auf den Rücken herabfiel und schlanke, grazile Glieder. Als er näherkam, konnte er ihr Gesicht deutlicher erkennen. Sie war keine Engländerin, dessen war er sich sicher. Ihre Augen waren dunkel, groß und von einer eigenartigen Form, anders als alle, die er zuvor gesehen hatte. Eine schmale Nase, dünne, wie mit einer Tuschfeder gezogene Brauen und ein voller, sinnlicher Mund vervollständigten den exotischen Eindruck.

McCormin merkte plötzlich, daß er die Fremde anstarrte, und senkte betreten den Blick. Candy gebärdete sich immer noch wie ein Wahnsinniger, aber irgend etwas schien ihn davon abzuhalten, sich auf die wehrlose Frau zu stürzen. Er kläffte, geiferte und scharrte mit den Pfoten im Sand, aber er wagte es nicht, sich der Frau auf mehr als einen Meter zu nähern.

Der alte Farmer spürte plötzlich, wie sich der Blick der dunklen Augen auf ihn richtete.

Er räusperte sich, legte Candy die Hand zwischen die Ohren und flüsterte dem Hund ein paar sinnlose, beruhigende Worte zu. Aber auch das nutzte nichts. Im Gegenteil. Der Hund begann zu zittern.

Seine Nackenhaare sträubten sich, und aus seiner Brust drang ein tiefes, grollendes Knurren.

McCormin richtete sich verlegen auf. »Ich… ich weiß nicht, was in ihn gefahren ist«, sagte er ungeschickt. »Normalerweise stürzt er sich

nicht auf jeden Fremden.« Irgendwie fiel es ihm schwer, die richtigen Worte zu finden. Das stumme Lächeln auf den Zügen der Fremden irritierte ihn. Er hüstelte verlegen, starrte an der Frau vorbei und sagte:

»Sind Sie…«

McCormin verstummte, als sich der Blick der großen, nachtschwarzen Augen in den seinen bohrte. Eine Welle tödlicher Kälte schien für Sekunden durch seinen Körper zu toben und jede andere Empfindung auszulöschen. Eine sanfte, weiche und doch unglaublich starke Hand schien nach seinen Gedanken zu tasten und sie mit einer beiläufigen Bewegung zur Seite zu fegen.

Er zitterte. Seine Hand öffnete sich kraftlos. Das Gewehr polterte zu Boden.

Die Frau sagte ein paar Worte in einer fremden, unverständlichen Sprache. McCormin verstand ihre Bedeutung nicht, aber er wußte trotzdem, was die Fremde von ihm wollte. Gehorsam trat er zurück und wartete, bis sie an ihm vorübergegangen war.

Candy schien vollkommen irrsinnig zu werden, als die Frau sich seinem Herrn näherte. Er heulte auf, wich zwei, drei Schritte zurück und stürzte sich dann mit einem wütenden Satz auf die Fremde.

Die Frau wich mit einer anmutigen Bewegung zur Seite und schlug dem Hund die geballte Faust in den Nacken. Candy heulte schmerzhaft auf und taumelte zu Boden.

Auf dem Gesicht der Frau zeigte sich Abscheu. Sie betrachtete angeekelt ihre Hände, als hätte sie etwas ungeheuer Widerwärtiges berührt, fuhr dann herum und fauchte den Hund wütend an.

Candy zuckte zusammen, heulte auf und kauerte sich ängstlich nieder. Seine Ohren zuckten. Aber die überraschend harte Abwehr der zierlichen Frau schien seinen Angriffswillen endgültig gebrochen zu haben.

Ein seltsames Gefühl machte sich in McCormin breit. Er wußte, daß die Situation vollkommen widersinnig und gegen alle Logik war, aber er war unfähig, zu reagieren oder auch nur einen Muskel zu bewegen. Sein Körper war vollkommen taub und schien jedes eigenen Willens beraubt zu sein.

Die Frau starrte den Hund noch eine Weile haßerfüllt an, drehte sich dann mit einem Ruck um und bedeutete McCormin mit einer schnellen, herrischen Geste, ihr zu folgen. Der alte Farmer drehte sich gehorsam um und ging mit steifen, roboterhaften Bewegungen hinter der Frau her.

Als sie um die Scheune bog, kam ihnen Roderick entgegen. Der junge Mann hatte sich in einen Morgenmantel gehüllt und große Gummistiefel übergestülpt; ein Anblick, der unter anderen Umständen vielleicht komisch gewirkt hätte. Auf seinem Gesicht lag ein besorgter

Ausdruck, und in den Händen hielt er ein antiquiertes Repetiergewehr.
»Was ist los, Dad?« keuchte er. »Ich…«

Roderick verstummte abrupt, als er die Fremde sah. Seine Augen weiteten sich überrascht. Dann schienen seine Gesichtszüge zu gefrieren. Für einen Moment stand er vollkommen erstarrt da. Als er zurücktrat, waren seine Bewegungen genauso hölzern und roboterhaft wie die seines Vaters.

Für einen winzigen Moment wurde McCormin von Panik erfaßt, als er begriff, daß diese Frau seinen Sohn genauso mühelos versklavte wie vorher ihn. Vermutlich würde sie auch Mary und Dan ihren Willen aufzwingen, und der Hof würde völlig unter ihrem Befehl stehen. Aber noch bevor er den Gedanken vollends zu Ende denken konnte, schlug der fremde Wille wie eine dunkle, erstickende Welle über seinem Bewußtsein zusammen und erstickte jeden Gedanken an Widerstand.

Roderick wartete reglos, bis sein Vater und die Fremde an ihm vorübergegangen waren, ehe er sich umwandte und ihnen folgte.

Die stumme Prozession bewegte sich zielstrebig auf das Wohngebäude zu.

Aus den Augenwinkeln bemerkte McCormin, wie Candy in weitem Bogen um sie herumlief und versuchte, ihnen den Weg abzuschneiden. Der Hund schien instinktiv zu erkennen, in welcher Gefahr seine Herren schwebten.

McCormin spürte leises Bedauern in sich aufsteigen. Er wußte, daß die Frau den Hund töten würde, wenn er noch einmal angriff.

Aber auch Candy schien dies zu wissen. Er biß wütend in die Luft, schnappte und geiferte, kam aber nicht näher als fünf oder sechs Meter heran.

Die Frau blieb abermals stehen. In ihre Augen trat ein hochmütiges Glitzern, während sie den Hund fixierte.

Irgend etwas geschah. McCormin hatte plötzlich das Gefühl, als ob sich eine unsichtbare, knisternde Spannung über den Hof legte. Die Stille wurde für einen Moment noch tiefer, dann drang ein leises Knacken und Knistern an sein Gehör.

Mühsam wandte er den Kopf und blickte in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Unter der weit geöffneten Scheunentür war ein paar winziger, grünleuchtender Augen erschienen. Ein zweites Paar gesellte sich hinzu, dann ein drittes, viertes. Dann schoben sich vier kleine, grauweiß gefleckte Körper auf lautlosen Samtpfoten ins Freie.

Die Katzen! dachte McCormin entsetzt.

Auf dem Hof lebten fast ein Dutzend Katzen; Killer, der alte, graugewordene Kater mit seinem Harem, der zu einem Gutteil aus seinen eigenen Nachkommen bestand, und Sir Winston, ein Streuner, der irgendwann einmal auf dem Hof aufgetaucht war und sich seinen

Platz an der Futterschüssel in einem mühsamen Kleinkrieg erkämpft hatte. Normalerweise lebten die Katzen in einer Art stillschweigenden Waffenstillstandes mit Candy, aber jetzt schien sich das schlagartig geändert zu haben. McCormin schauderte, als er sah, wie nach und nach zehn Katzen aus der Scheune auftauchten und begannen, den Hund einzukreisen.

Candy begann wütend zu kläffen, als er die neuen Angreifer gewahrte. Er stürzte vor, knurrte und schnappte blitzschnell nach Sir Winston.

Aber der Kater war schneller. Er wich mit einer huschenden Bewegung zur Seite, warf sich in der Luft herum und schlug blitzschnell nach der empfindlichen Nase des Hundes. Candy heulte gequält auf, als sich die dolchspitzen Krallen des Katers in seine Haut gruben.

Das kurze Gemetzel schien ein allgemeines Angriffssignal für die übrige Katzenbande zu sein. McCormin schrie auf, als sich die Katzen alle gemeinsam auf Candy stürzten.

Der Kampf war hart, aber er dauerte nur wenige Augenblicke.

Candy wehrte sich verzweifelt, aber gegen die erdrückende Übermacht hatte er keine Chance.

McCormin wandte sich stöhnend ab. Candys Jaulen wurde schriller, sank schließlich zu einem kläglichen Wimmern herab und verstummte nach wenigen Augenblicken ganz. Alles, was blieb, war das furchteinflößende Fauchen der Katzen.

»Ihr seht, wie es denen geht, die sich meiner Macht widersetzen«, sagte die Fremde in diesem Moment. Ein leises, böses Lachen begleitete die Worte.

McCormin schauderte. Er wollte etwas sagen, aber ein Blick der eisigen Augen ließ ihn verstummen.

»Wer… wer sind Sie?« stöhnte Roderick. McCormin hörte deutlich, wie schwer es ihm fiel, die Worte zu formulieren.

»Eure Herrin!« lautete die hochmütige Antwort. »Mein Name ist Babtel madr. Ihr werdet mir dienen.«

Er gab keinen Widerspruch. McCormin spürte, wie sich alles in ihm dagegen sträubte, die Worte zu akzeptieren, aber gleichzeitig wußte er, daß er gehorchen würde.

Er nickte, drehte sich gehorsam um und ging vor Roderick und der Babtel madr ins Haus.

***

Es war später Vormittag, als Damona erwachte. Sie hatte Kopfschmerzen, und in ihren Gedanken war etwas wie die Erinnerung an einen bösen, quälenden Alptraum, ohne daß sie sich auf Einzelheiten besinnen konnte. Ein pelziger, unangenehmer Geschmack

lag auf ihrer Zunge.
Sie blinzelte, öffnete dann die Augen ganz und richtete sich verwundert auf. Sie lag in ihrem Bett im Schlafzimmer von Kings Castle, aber sie konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, wie sie hierhergekommen war. Sie waren mit dem Wagen in Richtung Kings Castle gefahren, und Mike hatte irgend etwas gesagt, das im Zusammenhang mit der Katzenstatue stand, die ihr der Ägypter geschenkt hatte. Und dann…
Sie versuchte, sich zu erinnern, aber es ging nicht.
Sie stand auf, reckte sich ausgiebig und trat dann ans Fenster. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel. Es mußte zehn oder später sein. Sie hatte lange und ausgiebig geschlafen, und trotzdem fühlte sie sich müde und zerschlagen. Aber nach einem Abend wie dem gestrigen war das nur natürlich. Sie öffnete das Fenster, lehnte sich hinaus und atmete die kalte, sauerstoffreiche Luft in tiefen Zügen ein. Es roch nach Schnee, und die Gipfel der Berge im Norden schimmerten immer noch weiß. Der April war in diesem Jahr besonders launisch. Nach dem launischen Frühlingswetter in London spürte sie die plötzliche Kälte hier besonders. Vielleicht ein Grund für ihr Unwohlsein. Sie zog fröstelnd die Arme um den Oberkörper.
Trotzdem blieb sie noch einige Minuten lang am geöffneten Fenster stehen und blickte auf den Innenhof von Kings Castle hinunter. Die Kälte war unangenehm, aber sie vertrieb auch den dumpfen Druck aus ihrem Kopf.
Schließlich trat sie zurück, schloß das Fenster und betastete mit spitzen Fingern den Verband an ihrem Arm. Die Wunde hatte aufgehört zu schmerzen, aber zum Ausgleich juckte sie jetzt beinahe unerträglich. Sie ging ins Bad, schaltete das Licht ein und trat vor den goldgefaßten Spiegel über dem Waschbecken. Behutsam begann sie den Verband von ihrem Arm zu lösen.
Eigentlich waren es wirklich nur ein paar Kratzer, dachte sie, als sie den Verbandsstoff abgewickelt hatte und die Wunde im Spiegel betrachtete. Aber natürlich hatte Mike Recht damit gehabt, sie zum Arzt zu schleifen.
Der Gedanke rief die Erinnerung an den vergangenen Abend wieder in ihr wach. Sie hatte verdammt viel Glück gehabt. Wenn Mike nicht so schnell reagiert hätte…
Die Schlafzimmertür wurde geöffnet. Jemand betrat den Raum, näherte sich dem Bett und blieb überrascht stehen. Damona drehte rasch die Wasserhähne ab und ging zur Tür.
Es war Mike. Er lächelte, als er sie erkannte, und kam mit schnellen Schritten auf sie zu.
»Na«, sagte er aufgeräumt, »endlich wach?«
Damona nickte.

»Du hast geschlafen wie ein Murmeltier«, fuhr Mike fort. »Ich mußte dich ins Bett tragen. Du bist nicht einmal aufgewacht, als ich dich ausgezogen habe.«

»Wie ich dich kenne, hat es dir Spaß gemacht«, gab Damona zurück.

Mike grinste. »Selbstverständlich. Fühlst du dich jetzt besser?«

»Wieso besser?«

Mike zuckte mit den Achseln. »Nur so. Ich hatte den Eindruck, als ob du nicht sehr gut geschlafen hast. Alpträume?«

Damona schüttelte verwundert den Kopf. »Nicht, daß ich wüßte. Jedenfalls erinnere ich mich nicht.«

»Du hast dich herumgeworfen und gestöhnt«, sagte Mike ernst.

»Allerdings ist das kein Wunder, nach allem, was gestern Abend passiert ist.« Er seufzte, ließ sich aufs Bett sinken und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. »Weiß du, was ich mir wünsche?« fragte er leise.

Damona schüttelte den Kopf. »Ich kann es mir denken. Aber ich habe Hunger und möchte jetzt frühstücken.«

»Falsch geraten, Miß King«, grinste Mike. »So ein Wüstling bin ich nun auch wieder nicht. Nein – mein Traum ist ein einfaches, friedliches Leben. So ganz ohne Mord und Totschlag, Geister und Dämonen und Meuchelmörder.«

»Dann hättest du dich nicht mit mir einlassen dürfen, fürchte ich.«

Mike nickte verdrossen. »Du scheinst das Unheil anzuziehen wie ein Honigtopf die Fliegen. Und ich muß es ausbaden.«

»Du Armer.«

»Das ist kein Grund, sarkastisch zu werden«, sagte Mike weinerlich. »Ich hätte dich längst verlassen, wenn der ritterliche Teil meines Charakters mich nicht davon überzeugt hätte, daß es Mord wäre. Wie oft habe ich dir eigentlich in den letzten zwölf Monaten das Leben gerettet?«

»Ungefähr so oft wie ich dir«, antwortete Damona.

»Nachdem ich in Situationen geraten bin, die einem die Haare zu Berge stehen lassen. Um dich zu retten, versteht sich.«

Damona schwieg einen Moment und ließ sich dann neben Mike auf der Bettkante nieder. Natürlich flachste Mike nur herum, aber in seinen Worten steckte ein wahrer Kern. Auch in ihr regte sich in letzter Zeit mehr und mehr der Wunsch, dem aufregenden Doppelleben als Chefin des King-Konzerns und Hexenjägerin zu entrinnen und sich an irgendeinem einsamen Fleckchen der Erde zu verkriechen. Nach dem Ende der Blutgötter und der nachfolgenden Vernichtung Bastardas, der Herrscherin der Nacht, hatte sie geglaubt, wenigstens für eine gewisse Zeit eine Ruhepause zu haben. Aber dem war nicht so gewesen. Die Superdämonen aus dem All waren vernichtet, aber Damona hatte recht schnell lernen müssen, daß die

Menschen es in punkto Bosheit durchaus mit ihren galaktischen Konkurrenten aufnehmen konnten. Zarangar, Mister Mord… das waren nur ein paar von den Namen, mit denen sie sich in den letzten Monaten hatte auseinandersetzen müssen.

»Was hältst du von einem Urlaub?« fragte Mike plötzlich.

Damona zuckte die Achseln. »Ich fürchte, das wird nicht gehen.«

»Und warum nicht?«

»Geschäfte, mein Lieber«, lächelte Damona. »Wir haben viel Geld verloren in den letzten Wochen. So reich ist der King-Konzern nun auch wieder nicht, daß wir einen solchen Rückschlag einfach ignorieren könnten. Wir werden uns um ein neues Geschäft bemühen müssen.«

Mike lächelte. »Das habe ich schon getan. Übrigens habe ich gestern abend davon geredet, aber du hast mir ja nicht geglaubt.«

»Du meinst diesen verrückten Gedanken, am Meeresgrund nach Öl zu suchen?« fragte Damona.

Mike nickte abermals. »So verrückt ist es gar nicht.«

Damona schnaubte unwillig. »Hör auf, Mike. Ich heiße King, nicht Ewing.«

Mike richtete sich auf und griff nach Damonas Hand. »Keine Sorge, Romano wird mir schon auf die Finger hauen, wenn ich mich auf ein Geschäft einlasse, das nicht gewinnträchtig ist. Aber ich habe einen Hintergedanken dabei gehabt.«

»So?«

»Zwei Wochen Südseeaufenthalt sind nicht zu verachten, oder?«

Damona überlegte einen Moment. »Die Idee ist verlockend«, gab sie dann zu. »Aber…«

»Nichts aber.« Mike stand auf und ging zur Tür. »Zieh dich an«, sagt er im Hinausgehen. »Wir reden noch einmal über alles, aber erst nach dem Frühstück. Henry wartet schon damit.«

Damona wartete, bis Mike das Zimmer verlassen hatte, und zog sich dann hastig an. Mike hatte ihre Kleider in einem unordentlichen Haufen neben dem Bett zu Boden geworfen. Sie bückte sich, trug die zerknitterte Sportjacke kopfschüttelnd zum Schrank und ging dann noch einmal ins Bad, um sich frischzumachen. Ihr Blick fiel auf die Handtasche.

Einen Moment lang starrte sie unverstehend auf den halbgeöffneten Verschluß, dann machte sich ein Gefühl eiskalten Entsetzens in ihr breit.

Der Würfel! dachte sie verzweifelt! Der Glaswürfel mit dem Katzenstandbild war verschwunden!

Sie fuhr herum, riß die Tür auf und hetzte in weiten Sprüngen die Treppe hinunter. Mike kam ihr in der Empfangshalle entgegen.

»Was ist los?« fragte er, als er ihre Aufregung bemerkte. »Du machst

ein Gesicht, als…«
»Die Statue!« keuchte Damona. »Wo ist die Katzenstatue hingekommen?«
Mike grinste. »Ich habe sie ins Regal in der Bibliothek gestellt«, sagte er kopfschüttelnd. »Dort wolltest du sie doch haben, oder?«
Damona atmete auf. Sie hatte das Gefühl, als würde eine Zentnerlast von ihr genommen. Ohne, daß sie einen logischen Grund dafür hätte angeben können, hatte sie die Vorstellung, die Skulptur verloren zu haben, mit einem kaum zu bändigenden Entsetzen erfüllt.
Mike nahm ihre Hand in die seine und streichelte flüchtig ihre Wange. »Kannst du mir verraten, warum du dich wegen einer albernen Tonfigur so aufregst?«
»Sie ist nicht albern«, gab Damona gereizt zurück. Sie zog ihre Hand weg, starrte Mike einen Moment lang ärgerlich an und fügte dann leiser hinzu: »Entschuldige.«
Mike lächelte. »Schon gut. Wenn ich eine Nacht wie du hinter mir hätte, wäre ich auch gereizt. Gehen wir frühstücken.«
Damona unterdrückte den Impuls, sich auf dem Absatz herumzudrehen und in die Bibliothek zu stürzen, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß Mike die Wahrheit gesagt hatte. Dazu war später immer noch Zeit.
Das Telefon schrillte, bevor sie Gelegenheit hatte, noch etwas zu sagen. Mike runzelte ärgerlich die Stirn, murmelte etwas, das Damona nicht verstand und riß den Hörer von der Gabel.
»Hunter?« sagte er, nicht übermäßig freundlich. Aber schon nach wenigen Augenblicken hellte sich sein Gesichtsausdruck auf.
»Ben«, sagte er erfreut. »Wie geht es?«
»Murray?« fragte Damona.
Mike legte die Hand über die Muschel und nickte. »Ja. Hört sich wieder ganz gesund an, der alte Griesgram.« Er brach ab und lauschte konzentriert auf das, was der Inspektor ihm mitteilte.
Damona sah ihm einen Augenblick lang zu, drehte sich dann um und ging in den Salon. Normalerweise hätte sie darum gebeten, auch ein paar Worte mit Ben wechseln zu können – der Inspektor war während der letzten Monate zu mehr als einem Bekannten geworden. Damona und Mike fühlten fast so etwas wie Freundschaft mit dem kleinen, stets griesgrämig wirkenden Mann. Und sie war sicher, daß es umgekehrt genauso war. Aber heute hatte sie keine Lust, mit ihm zu reden. Sie hatte überhaupt keine Lust, zu sprechen, weder mit Ben noch mit Mike oder sonstwem. Am liebsten hätte sie sich im finstersten Winkel von Kings Castle verkrochen – ohne zu wissen, warum. Sie war froh, als sie den Salon betrat und ihn bis auf eines der Dienstmädchen leer vorfand. Thomas und Claire schienen bereits gefrühstückt zu haben – was angesichts der vorgerückten Stunde kein

Wunder war. Sie setzte sich, goß sich eine Tasse Kaffee ein und begann lustlos auf einem Brötchen herumzukauen.

Mike erschien nach wenigen Minuten. Auf seinem Gesicht lag ein besorgter Ausdruck.

»Probleme?« fragte Damona.

Mike nickte abgehackt. »Das war Ben«, sagte er überflüssigerweise.

»Ist er wieder aus dem Krankenhaus entlassen?«

»Seit vorgestern«, bestätigte Mike. »Natürlich ist er noch krankgeschrieben, aber du kennst ihn ja. Er lungert den halben Tag im Yard herum und versucht sich nützlich zu machen. Inoffiziell, natürlich.«

»Warum laden wir ihn nicht für zwei Wochen hierher ein?« fragte Damona. »Hier könnte er sich besser erholen.«

Mike nippte an seinem Kaffee. »Keine schlechte Idee. Ich werde ihn nachher anrufen und fragen, ob er Lust dazu hat. Wenn ich es auch nicht glaube. Er schien richtig beleidigt zu sein, daß man ihn nicht arbeiten läßt. Norman wird ausgeliefert«, sagte er übergangslos.

Damona blinzelte verwirrt. Mikes plötzlicher Gedankensprung irritierte sie… »Norman?«

»Einer der beiden Männer, die die Grabkammer entdeckt haben«, erklärte Mike.

»Ich weiß. Aber wieso ausgeliefert? Ich denke, mit der Klinik war alles klar.«

»Bis gestern abend«, bestätigte Mike. »Er hat die halbe Klinik niedergebrannt, einen Mann lebensgefährlich verletzt und einen Ausbruchsversuch unternommen. Es-Naqr weigert sich, ihn länger dazubehalten. Du weißt, was das bedeutet.«

Damona biß sich auf die Lippen. In der Heilanstalt war Norman relativ sicher gewesen, aber wenn Dr. Es-Naqr sich jetzt weigerte, ihn länger dazubehalten, würde er in irgendeinem ägyptischen Gefängnis landen und wegen Mordes vor Gericht gestellt werden. Vermutlich würde er dann nicht lange leben. Sicher – der Mann war ein Mörder, aber es hatte bereits zu den Geschäftsprinzipien ihres Vaters gehört, sich nach Möglichkeit um jeden seiner Angestellten zu kümmern. Und Damona glaubte nicht daran, daß Norman wirklich ein gewissenloser Killer war, der Clayton aus reiner Gewinnsucht umgebracht hatte.

»Der Yard hat sofort einen Auslieferungsantrag gestellt«, sagte Mike, der ihre Gedanken zu erraten schien.

»Mit Erfolg?«

»Ich hoffe. Immerhin sind sowohl Norman als auch sein Opfer Engländer. Hier wartet zwar auch das Gefängnis auf ihn, aber gegen das, was ihn dort drüben erwartet, dürfte es die reine Erholung werden. Er soll heute noch überführt werden.«

»Haben wir Zeit?« fragte Damona impulsiv.

»Wofür?«
»Ich möchte dabei sein, wenn er ankommt. Vielleicht kann ich ein paar Worte mit ihm reden.«
Mike nickte. »Sicher wird das gehen. Aber was interessiert dich so an ihm?«
Damona suchte nach einer Antwort, aber sie fand keine. Irgend etwas sagte ihr, daß es wichtig war, mit Norman zu reden. Aber sie wußte nicht, was.
»Ich werde sehen, was ich tun kann«, sagte Mike. »Vielleicht kann Ben seine Beziehungen spielen lassen, wenn dir soviel daran liegt.«
Damona beugte sich wortlos über ihre Tasse und starrte in die schwarze, dampfende Flüssigkeit. Ihr Gesicht spiegelte sich verzerrt darin wider. Lichtreflexe huschten über die bewegte Oberfläche, verzerrten und verfremdeten ihre Züge. Ein seltsames, grünes Feuer schien in ihren Augen aufzuflammen. Plötzlich hatte sie den Eindruck, nicht mehr ihr eigenes Gesicht zu sehen, sondern das Antlitz einer großen, menschenähnlichen Katze.
Ihr Herz begann in dumpfem Rhythmus zu hämmern. Ihre Finger zitterten so stark, daß sie die Tasse nicht mehr halten konnte. Sie kippte zur Seite, zerbrach klirrend und überschüttete den Tisch mit heißem Kaffee.
Mike sprang mit einem erschrockenen Aufschrei hoch.
»Damona! Was…«
Damona schüttelte mühsam den Kopf und schob seine Hand beiseite. Wie unter einem inneren Zwang stand sie auf, warf den Stuhl um und wankte zur Tür. Das Zimmer begann vor ihren Augen zu verschwimmen, löste sich in treibende Nebelschwaden auf. Hinter ihrer Stirn wisperte eine Stimme Worte in einer dunklen, unverständlichen Sprache, Worte, die einen dumpfen, hämmernden Rhythmus bildeten, der ihre Gedanken, ihren Herzschlag und selbst ihre Bewegungen in seinen Takt zwang. Sie öffnete die Tür, wankte in die Halle hinaus und ging mit schleppenden Schritten zur Bibliothek hinüber. Mike folgte ihr wortlos. Es war nicht das erste Mal, daß Damona in eine Art Trance verfiel, und er wußte, wie sinnlos es war, sie jetzt anzusprechen.
Sie erreichten die Bibliothek und betraten den großen, bis unter die Decke mit Büchern vollgestopften Raum. Damona stieß einen halberstickten Schrei aus und deutete entsetzt auf das Regal neben dem Kamin.
»Die Katze, Mike!« keuchte sie. »Wo… wo ist sie!«
Plötzlich fuhr sie herum, packte Mike mit erstaunlicher Kraft bei den Rockaufschlägen und begann mit den Fäusten auf seine Brust zu hämmern.
»Wo ist sie!« schrie sie mit überschnappender Stimme. »Wo hast du

sie hingetan!«

Mike griff nach ihren Handgelenken und versuchte sie festzuhalten. Aber Damona entwickelte erstaunliche Kräfte. Nur mit großer Mühe gelang es Mike, sie zu bändigen.

»Damona! Verdammt noch mal – beruhige dich doch!«

Mikes Worte schienen eher das Gegenteil von dem zu bewirken, was er vorhatte. Damona begann zu zittern. Mit einer überraschenden Bewegung fuhr sie herum, riß sich los und stürzte mit zwei, drei hastigen Schritten zum Kamin. Ihre Finger glitten in fliegender Hast über die Regalbretter.

»Sie ist nicht da!« keuchte sie. »Mike, sie ist fort!«

Mike folgte ihr ärgerlich. »Quatsch«, brummte er. »Ich weiß genau, daß ich sie hier irgendwo hingestellt habe.« Aber die Regale waren leer. Das Glaskästchen mit der Statuette war verschwunden.

Mike fuhr ärgerlich herum. Sein Blick tastete über die geschlossenen Fenster. Sie waren von innen verriegelt, genauso, wie er sie am gestrigen Abend vorgefunden hatte.

»Vielleicht hat Henry oder eines der Mädchen sie weggeräumt«, murmelte er. »Oder Thomas. Wir werden das ganz schnell klären.«

Er ging zur Tür, riß dreimal hintereinander an der Klingelkordel und wartete ungeduldig, bis der alte Butler erschienen war.

»Haben Sie die Statue weggeräumt?« fragte er übergangslos.

Auf Henrys Gesicht erschien ein fragender Ausdruck. »Welche Statue?«

Mike seufzte. »Ich habe gestern abend ein kleines Glaskästchen mit einer Katzenfigur dort auf das Regal gestellt«, erklärte er geduldig. »Und jetzt ist es verschwunden.«

Henry schüttelte den Kopf. »Ich weiß nichts von einer Statuette, Mister Hunter. Tut mir leid. Vielleicht hat sie eines der Mädchen…«

»Rufen Sie sie«, verlangte Damona unwirsch. »Beide. Und Thomas und Claire auch.«

»Miß Palmer ist noch nicht im Haus«, erwiderte Henry. »Sie ist schon gestern abend weggefahren, ehe Sie und Mister Hunter zurückkamen.«

»Und Thomas?«

»Der sitzt in seinem Zimmer und liest«, antwortete Mike am Henrys Stelle. »Wenn er etwas bemerkt hätte, hätte er es gesagt. Trotzdem«, er wandte sich an Henry, »rufen Sie ihn, bitte. Und die beiden Mädchen auch.«

Henry nickte und entfernte sich gehorsam.

Mike stieß die Tür hinter ihm ins Schloß. »Die Sache wird sich ganz schnell aufklären«, sagte er optimistisch. »Vermutlich hat eines der Mädchen das Ding weggeräumt, um es abzustauben oder sonstwas.«

Er sah an der Reaktion auf Damonas Gesicht, daß sie seinen Optimismus nicht teilte.

»Damona«, sagte er, »du…«

Ein gellender Aufschrei ließ ihn zusammenfahren.

Er fuhr herum, starrte die geschlossene Tür eine halbe Sekunde lang verblüfft an und stürzte dann los. Als er in die Eingangshalle rannte, wiederholte sich der Schrei. Es war der Schrei eines Menschen, der Todesangst ausstand.

***

Es fiel Saquir sichtlich schwer, sein triumphierendes Lächeln zurückzuhalten. Er lümmelte in dem Besucherstuhl vor Es-Naqrs Schreibtisch herum, sog an einer Zigarette und verbarg sich hinter einer dicken, stinkenden Qualmwolke.

»Sie hätten sich eine Menge Ärger ersparen können, wenn Sie gleich auf mich gehört hätten, Doktor«, sagte er leise.

Es-Naqr zog die linke Augenbraue hoch und verzichtete auf eine Antwort. Es fiel ihm schwer genug, die Niederlage hinnehmen zu müssen. Saquirs unverhohlene Schadenfreude ärgerte ihn.

»Wie geht es dem Posten?« fuhr der Inspektor fort, als klar wurde, daß Es-Naqr nicht antworten würde.

»Dem Nachtwächter?«

Saquir nickte wortlos.

»Er wird durchkommen. Norman hat ihn ziemlich schlimm zugerichtet, aber wir kriegen ihn wieder hin. Schließlich haben wir ein paar verdammt gute Ärzte hier.«

Saquir grinste und drückte seine Zigarette aus. »Das bezweifelt auch niemand«, sagte er vorsichtig. »Nur mit Ihren Sicherheitsvorkehrungen ist es augenscheinlich nicht so weit her.«

»Unsere Sicherheitsmaßnahmen«, begehrte der Psychologe auf, »können sich mit jedem Ihrer Gefängnisse messen.«

Saquir lächelte. »Das bestreite ich ja gar nicht, Doktor. Aber im Gefängnis hätte er diesen Ausbruchsversuch nicht unternehmen können.« Seine Miene verfinsterte sich. »Leider werde ich keine Gelegenheit mehr haben, dies unter Beweis zu stellen.«

»Das Auslieferungsbegehren?«

Saquir nickte. »Ja, leider. Ich möchte wissen, woher die Engländer so schnell Wind von der Sache bekommen haben.« Seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen. »Sie haben da nicht zufällig die Finger im Spiel, Doktor?«

Es-Naqr zögerte einen Moment mit der Antwort. »Nein«, sagte er dann. »Und wenn es so wäre, würde ich es Ihnen nicht sagen.«

Saquirs Antwort war überraschend sanft. »Das verstehe ich, Doktor. Außerdem – selbst wenn Sie die englische Botschaft benachrichtigt hätten, erklärt dies nicht, wieso der Auslieferungsantrag so schnell durchgegangen ist. Normalerweise dauert so etwas Wochen, wenn

nicht Monate.«
»Der King-Konzern verfügt über beachtlichen Einfluß.«
»Nicht über so viel«, entgegnete Saquir. »Ich habe heute morgen bereits einen Anruf erhalten, wonach Norman direkt von hier aus zum Flughafen zu bringen ist. Ein solch schnelles Vorgehen ist, vorsichtig ausgedrückt – ungewöhnlich. Sehr ungewöhnlich.« Er stand auf, kramte einen Moment lang in den Jackentaschen herum und förderte eine neue Zigarette zutage.
»Können wir?«
Es-Naqr nickte stumm und ging zur Tür.
»Der Wagen steht bereit, nehme ich an?«
»Selbstverständlich. Uns wird er nicht entwischen. Meine Verantwortung endet am Flughafen, aber bis dahin garantiere ich für seine Sicherheit.«
Es-Naqr war die Anspielung nicht entgangen. Er öffnete die Tür, machte eine einladende Bewegung und wartete, bis der Inspektor auf den Gang getreten war.
»Wir können den Patienten unter Drogen setzen«, meinte er, während sie nebeneinander zum Aufzug gingen, »um ganz sicher zu sein.«
Saquir winkte ab.
»Das ist nicht nötig, Doktor. Ich weiß, wie man mit solchen Gefangenen umzugehen hat.«
Es-Naqr biß sich auf die Lippen und schluckte die scharfe Entgegnung, die ihm auf der Zunge gelegen hatte, herunter. Die Ereignisse der vergangenen Nacht hatten dem Inspektor Oberwasser verschafft – es hatte keinen Sinn, jetzt noch Öl in die Flammen zu gießen.
Sie traten in die Kabine und fuhren wortlos nach unten. Normans Abtransport war gründlich vorbereitet worden. Der geschlossene Gefängniswagen war mit dem Heck voran vor den Hinterausgang der Klinik gerollt. Zwei uniformierte Polizisten standen bereit, um Norman in Empfang zu nehmen.
Es-Naqr überprüfte die Sicherheitsvorkehrungen mit geübtem Blick und zog dann sein Handfunkgerät aus der Tasche.
»Ihr könnt ihn bringen«, sagte er, nachdem das Rufzeichen erklungen war.
Saquir gab seinen Leuten ein Zeichen. Die Hecktüren des Wagens wurden geöffnet und gaben den Blick auf eine winzige, fensterlose Kabine frei. Es-Naqr schauderte. In einem solchen Verschlag hätte er nicht einmal ein Tier transportiert, geschweige denn einen Menschen. Aber er sagte nichts. Im gleichen Moment, in dem Norman die Klinik verließ, ging die Verantwortung für seine Sicherheit auf Saquir über. Der Psychologe bedauerte Norman. Er wußte, daß der Mann nicht wirklich kriminell war. Er war krank, schwerkrank sogar. Aber das,

was am vergangenen Abend passiert war, bewies seine Gefährlichkeit. Es-Naqr hatte die Verantwortung für beinahe fünfhundert Patienten. Das Risiko, daß Norman sie alle in Gefahr brachte, war zu groß. Außerdem war da noch dieses Auslieferungsbegehren.

Ein heller Glockenton zeigte die Ankunft der Liftkabine an. Norman erschien, flankiert von zwei kräftigen Pflegern und mit gefesselten Händen. Sein Gesicht wirkte aufgedunsen und blaß; eine Folge der Injektion, die er am vergangenen Abend erhalten hatte, aber der Blick seiner Augen war klar.

Saquir öffnete die gläserne Hintertür und machte eine einladende Bewegung. »Gehen wir.«

Der Anlasser des Gefängniswagens drehte mahlend, dann sprang der Motor stotternd und spuckend an. Die beiden Polizisten traten vor und übernahmen den Gefangenen von den beiden Krankenpflegern.

»Wo bringt ihr mich hin?« fragte Norman.

Saquir lächelte maliziös. »An einen Ort, an dem Sie weniger Unheil anrichten können, Norman«, sagte er in schlechtem Englisch.

»Einen Ort ohne Streichhölzer.«

Norman warf Es-Naqr einen flehenden Blick zu. »Doktor, wo… wo bringen die mich hin?« keuchte er.

Es-Naqr versuchte, seiner Stimme einen möglichst beruhigenden Klang zu geben. »Sie werden in Ihr Heimatland überführt, Norman. Keine Sorge. Ihnen wird nichts geschehen.«

Norman begann sich verzweifelt gegen den Griff der beiden Polizeibeamten zu wehren. »Ich glaube euch kein Wort!« kreischte er.

»Ihr… ihr wollt mich umbringen! Töten wollt ihr mich!«

»Reden Sie keinen Quatsch!« zischte Saquir. »Wir bringen Sie zum Flughafen und stecken Sie in die nächste Maschine nach London. Ich bin froh, wenn Subjekte wie Sie möglichst schnell das Land verlassen!«

Er gab Norman einen derben Stoß in den Rücken, der diesen aus dem Haus und auf den Wagen zutaumeln ließ. Der Gefangene verfiel in Raserei, als die beiden Polizisten ihn auf den offenstehenden Wagen zutrieben. Er riß sich los, rammte einem der beiden den Ellbogen in den Leib und trat dem anderen die Füße weg. Die beiden Polizisten stürzten fast im gleichen Augenblick zu Boden.

Aber Norman hatte trotzdem keine Chance. Saquir warf sich mit einem ärgerlichen Aufschrei gegen seine Beine, riß ihn zu Boden und nagelte seinen Körper mit den Knien fest. Norman bäumte sich auf, strampelte mit den Füßen und versuchte den kleineren Mann abzuschütteln.

»Hören Sie auf!« keuchte Saquir. »Verdammt noch mal, nehmen Sie endlich Vernunft an!« Er holte aus und untermalte seine Worte mit zwei klatschenden Ohrfeigen, die Normans Kopf herumwarfen.

Norman stöhnte und stieß einen seltsamen, zischenden Klagelaut aus.

Sein Widerstand erlahmte.
Saquir blieb noch einen Moment lang auf seiner Brust hocken und richtete sich dann schweratmend auf. Seine Hände zuckten. Es-Naqr spürte, daß nur die Anwesenheit von Zeugen den Inspektor daran hinderte, seinen Gefangenen mit Gewalt gefügig zu machen.
»Stehen Sie auf!« sagte er drohend. Norman gehorchte. »Ihr kriegt mich nie«, sagte er mit zitternder Stimme. »Die Babtel madr wird mich schützen. Sie hilft all ihren Dienern!«
Saquir lachte meckernd und riß Norman vollends auf die Beine.
»Ich glaube fast, der Doktor hatte recht«, sagte er abfällig. »Sie sind wirklich verrückt. Es wird Zeit, daß wir Sie loswerden. Gehen Sie!« Er trieb Norman mit einem Stoß auf den Wagen zu.
»Chef?«
Saquir blieb stehen und blickte den Polizisten, der ihn angesprochen hatte, fragend an. »Was ist los?« fragte er wütend.
Der Mann deutete stumm auf die meterhohe Einfriedungsmauer, die den Hof umschloß. Saquir folgte der Geste und stutzte irritiert.
Auf der Mauer war eine große, graugetigerte Katze erschienen. Der Blick ihrer geschlitzten Augen schien direkt auf den Inspektor gerichtet zu sein. Und noch während Saquir das Tier anstarrte, begann es in den Büschen neben dem Eingang zu rascheln. Der Inspektor fuhr herum. Zwischen den verfilzten Zweigen blitzten zwei, drei grüne Augenpaare auf.
»Wir… wir sollten machen, daß wir wegkommen«, sagte der Polizist nervös.
Saquir nickte impulsiv und fuhr dann ärgerlich auf. »Blödsinn. Das sind ein paar streunende Katzen, mehr nicht.«
Wie um seine Worte zu verhöhnen, erschienen in diesem Moment weitere Katzen auf dem Hof. Nach wenigen Sekunden waren der Wagen und die Männer von einem guten Dutzend schweigender Katzen umringt. Es-Naqr mußte unwillkürlich an die Bilder denken, die Norman ununterbrochen gezeichnet hatte. Er hatte immer nur Katzen gezeichnet. Und mit dem Grabmal einer Katzengöttin hatte alles begonnen…
Hinter der Stirn des Psychologen begann sich ein phantastischer Gedanke einzunisten. »Gehen Sie«, sagte er hastig. »Beeilen Sie sich, Inspektor. Die Sache wird mir unheimlich.«
Saquir lachte, aber es klang unecht. »Fangen Sie jetzt auch noch mit dem Quatsch an, Doktor?« Ein wütendes Fauchen ließ ihn herumfahren. Ein großer, nachtschwarzer Kater war aus der stummen Front der Tiere ausgebrochen und hatte direkt vor Norman Aufstellung genommen. Seine kleinen, nadelspitzen Fänge glitzerten gefährlich. Es sah fast aus, als stelle sich das Tier schützend vor den Engländer.

Saquir fuhr ärgerlich herum und trat nach dem Kater. Das Tier wich blitzschnell zur Seite. Seine dolchspitzen Krallen blitzten auf.

Saquir wimmerte schmerzhaft, sprang zurück und umklammerte seinen Fuß. Ein dünner, glitzernder Blutfaden lief an seinem Bein hinunter.

»Mistvieh!« schrie der Inspektor. »Warte, ich werde dir…« Der Rest des Satzes ging in einem entsetzten Aufschrei unter, als der Kater wie eine Stahlfeder durch die Luft zischte und Krallen und Fänge gleichzeitig in Saquirs Gesicht grub. Der Inspektor taumelte zurück, ruderte wild mit den Armen und fiel der Länge nach hin. Seine Hände verkrallten sich im Fell des Tieres und rissen es zurück. Mit einer verzweifelten Kraftanstrengung schleuderte er die Katze von sich und wälzte sich herum. Sein Gesicht war blutüberströmt. Wie durch ein Wunder hatten die Krallen der kleinen Bestie seine Augen unversehrt gelassen.

Es-Naqr erholte sich als erster von seiner Überraschung. Er löste sich von seinem Platz und eilte zu dem Inspektor hinüber, um ihm auf die Füße zu helfen. Aber er kam nicht mehr dazu. Ein kleiner, bepelzter Körper flog plötzlich durch die Luft und landete zischend und fauchend auf seiner Schulter. Scharfe Krallen gruben sich durch seine Kleider und schnitten in seine Haut. Er schrie auf, warf sich herum und griff in panischer Angst nach hinten.

Um ihn herum brach die Hölle los. Sowohl Saquir als auch die beiden Polizeibeamten, die ihn begleitet hatte, gingen unter dem plötzlichen Ansturm der kleinen, gefährlichen Tiere zu Boden. Es-Naqr wälzte sich herum, begrub die Katze unter sich und wehrte ein zweites Tier mit einer instinktiven Armbewegung ab. Ein greller Schmerz zuckte durch seinen Leib. Er sah an sich herab und erkannte den schwarzen Kater, der Saquir zuerst angegriffen hatte. Das Tier hatte sich in seinen Gürtel verkrallt und biß immer wieder wie rasend zu.

Es-Naqr ließ alle Rücksicht fallen. Er stemmte sich hoch, riß das Tier mit der Linken von sich weg und schlug gleichzeitig mit aller Gewalt zu. Seine Handkante traf das Genick der Katze.

Er sprang hoch und sah sich gehetzt um. Seine Aktion hatte ihm für einen Augenblick Luft verschafft. Der Angriff der Tiere schien sich ganz auf Saquir und die beiden Polizisten zu konzentrieren.

Norman stand mit gefesselten Händen dabei und beobachtete die Szene mit haßverzerrtem Gesicht.

»Norman«, keuchte Es-Naqr. »Rufen Sie sie zurück! Das ist Mord!«

Normans Kopf ruckte herum.

»Fliehen Sie, Doktor«, keuchte er. »Gehen Sie, ehe sie Sie auch töten. Ich kann nichts für Ihre Sicherheit tun!«

Es-Naqr sah sich verzweifelt um. Der grausame Kampf hatte noch keine zehn Sekunden gedauert, aber einer der Polizisten hatte bereits

aufgehört, sich zu wehren. Vier, fünf Katzen hingen an seinen Armen und Beinen und schlugen und bissen immer wieder auf ihn ein. Unter ihnen bildete sich allmählich eine dunkle, glitzernde Blutlache.

Es-Naqr wich Schritt für Schritt zurück, als ein neuer Schwarm Katzen mit lautlosen Sätzen über die Mauer herangeflutet kam und sich in den Kampf warf. Saquir stand stöhnend auf. Eine Katze hatte sich in seiner Schulter verkrampft und schlug immer wieder nach seinem Gesicht. Die Krallen schlugen tiefe, blutende Wunden, aber der Inspektor schien den Schmerz gar nicht mehr zu bemerken. Er taumelte zurück, riß seine Waffe aus dem Mantel und zielte unsicher auf Norman.

Der Engländer stieß einen schrillen Schrei aus und warf sich zur Seite.

Seine Reaktion kam um einen Sekundenbruchteil zu spät. Saquir drückte ab. Der peitschende Knall des Schusses vermischte sich mit Normans Aufschrei. Der Engländer taumelte gegen den Wagen, starrte verblüfft an sich herunter und versuchte mit den aneinandergeketteten Händen die Stelle dicht über seinem Gürtel zu erreichen, an der sich allmählich ein dunkler Fleck auf seinem Hemd bildete.

Langsam, wie in einer Zeitlupenaufnahme, rutschte er am Aufbau des Gefängniswagens zu Boden und blieb reglos liegen. Seine Augen brachen.

Die Katzen stellten ihren Angriff im gleichen Moment ein, in dem Norman starb. Wie auf ein unhörbares Kommando hin ließen sie von ihren Opfern ab und zogen sich genauso lautlos und schnell zurück, wie sie aufgetaucht waren.

Es-Naqr starrte erschüttert auf das grausige Bild, das sich ihm bot.

Der ganze Alptraum war so schnell vorübergegangen, daß er selbst jetzt noch nicht ganz begriff, was überhaupt passiert war. Die Wunden in seinem Gesicht und Nacken brannten, aber der schauerliche Anblick ließ ihn den Schmerz vergessen. Ein halbes Dutzend regloser, kleiner Körper bedeckte den blutgetränkten Boden. Von irgendwoher erscholl ein klägliches Miauen, und eine verwundete Katze versuchte sich humpelnd davonzuschleppen.

Sonst erinnerte nichts an die alptraumhafte Szene. Nichts als der zertrampelte Boden, der stechende Blutgeruch und die reglosen Körper von zwei Menschen.

Es-Naqr hörte ein dumpfes Stöhnen neben sich und wandte träge den Kopf. Saquir brach langsam in die Knie, verkrampfte die Hände um seine Kehle und lag dann still.

Babtel madr, dachte Es-Naqr schaudernd. Bisher hatte er über diesen Begriff gelacht. Von jetzt an würde er ihn mit Grauen erfüllen.

***

Der Schrei wiederholte sich, als Damona und Mike in die Halle hinausstürmten; ein gellender, grauenerregender Ton, der quer durch die gesamte Skala einer menschlichen Stimme schwang und dann mit erschreckender Plötzlichkeit abbrach.

Mike blieb einen Herzschlag lang stehen und deutete mit einer Kopfbewegung auf die schmale Tür unter der Treppe.

»Die Küche!« keuchte er.

Damona nickte knapp und stürzte an ihm vorbei. Der Gefühlssturm, der noch vor Augenblicken auf ihren Zügen getobt hatte, war verschwunden. Sie wirkte jetzt angespannt und konzentriert.

Mike griff unter seine Jacke und zog die Luger aus dem Schulterhalfter. In der plötzlichen Stille war das Klicken, mit dem er den Sicherungsflügel herumlegte, doppelt laut zu hören. Er nickte.

Damona streckte die Hand nach der Klinke aus, drückte sie herunter und warf sich blitzschnell zur Seite, während Mike mit einem Satz an ihr vorbeisprang und die Tür aufstieß.

Grelles Sonnenlicht flutete ihm entgegen und blendete ihn für einen Moment. Er blieb stehen, blinzelte und beschrieb mit der Waffe einen Halbkreis durch den vor ihm liegenden Raum. Aber es gab nichts, auf das er hätte schießen können.

Die Küche war leer bis auf eines der Dienstmädchen, das zusammengekauert in einer Ecke hockte und die Hände vors Gesicht geschlagen hatte.

Mike trat einen Schritt weit in den Raum hinein und blicke sich mißtrauisch um. Die Tatsache, daß er keine unmittelbare Gefahr entdecken konnte, besagte nicht, daß es keine gab. Irgend etwas hatte das Mädchen erschreckt, und die Vergangenheit hatte bewiesen, daß es oftmals die gerade harmlos erscheinenden Situationen waren, hinter denen sich eine tödliche Gefahr verbarg.

Er trat zur Seite und deutete mit einer Handbewegung auf das Mädchen. »Kümmere dich um sie.«

Während Damona zu dem vollkommen verängstigten Mädchen hinübereilte und beruhigend auf sie einredete, begann er mit einer gründlichen Durchsuchung des Raumes. Alles schien normal. Auf dem Herd brutzelten Töpfe und Pfannen vor sich hin. Offenbar war das Mädchen mit den Vorbereitungen zum Mittagessen beschäftigt gewesen. Ein Kaffeetopf war umgestoßen worden und hatte seinen Inhalt auf Schrank und Fußboden verteilt. Mike warf einen Blick auf die dampfende, braune Lache, stutzte und sah dann noch einmal hin. Von der Pfütze aus führte eine Spur winziger verschmierter Abdrücke zum Fenster, als wäre irgend etwas Kleines quer durch die kochende Flüssigkeit gerannt. Mike folgte der Spur. Sie setzte sich im Zickzack bis zu dem halb offenstehenden Küchenfenster fort, und endete abrupt. Er richtete sich auf, steckte die Pistole weg und beugte sich

neugierig über die Fensterbank. In der dünnen Staubschicht darauf entdeckte er deutlich die Abdrücke von winzigen, fünfzehigen Pfoten. Er schob das spaltbreit offenstehende Fenster ganz auf und beugte sich hinaus. Die Küche lag zwar im Erdgeschoß von Kings Castle, aber der dahinterliegende Innenhof befand sich trotzdem fast fünf Meter unter dem Fensterbrett. Wenn irgendein Tier aus dieser Höhe hinausgesprungen war, dann mußte es wirklich in panischer Angst geschehen sein.

Mike sog überrascht die Luft ein. Unter ihm, direkt unter dem Fenster, lag der reglose Körper einer Ratte.

Er trat vom Fenster zurück, schloß es und ging dann zu Damona hinüber.

»Nun?« Damona sah auf.

»Sie hat einen Schock«, sagte sie leise. »Irgend etwas muß sie zu Tode erschrocken haben.«

Mike ging in die Hocke und berührte das Mädchen vorsichtig an der Hand. Sie zuckte zusammen und begann zu zittern.

»Was war los?« fragte er leise.

Er erhielt keine Antwort. Das Mädchen begann wieder zu wimmern. Mike bemerkte plötzlich die winzige Wunde an ihrem Arm.

Eine Bißwunde. Eine Bißwunde, wie sie die Zähne einer Ratte verursachen konnten.

»Es war die Ratte, nicht wahr?« sagte er leise. »Sie haben sich vor der Ratte erschreckt.«

»Nicht, Mike«, warnte Damona. »Du verschlimmerst alles nur. Ich werde einen Arzt kommen lassen.«

Das Mädchen schüttelte mühsam den Kopf. »Keinen Arzt«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Es… es geht schon. Ich war nur so fruchtbar erschrocken, als sie auftauchten.«

»Sie?« fragte Mike vorsichtig. »Sie meinen, es war mehr als eine?«

»Ein Dutzend, mindestens. Es… es war schrecklich.«

Damona runzelte verständnislos die Stirn. »Ratten?« fragte sie ungläubig. »Hier?«

Natürlich gab es auf Kings Castle Ratten und Mäuse. Ein so altes Gemäuer wie die alte Raubritterburg war unmöglich von Ungeziefer freizuhalten. Aber normalerweise beschränkten sich die Nager auf die Kellergewölbe des Anwesens. Es kam selten vor, daß sich einer von ihnen in die von Menschen bewohnten Teile der Burg verirrte.

Und wenn doch, lebte er nicht lange. Die Nager schienen dies im allgemeinen ganz genau zu wissen.

Das Mädchen nickte krampfhaft. Sie beruhigte sich zusehends, aber ihre Glieder zitterten immer noch.

»Ich… ich war dabei, das Essen vorzubereiten«, berichtete das Mädchen mit schwankender Stimme. »Auf einmal hörte ich ein

Geräusch. Ich drehe mich um, und … und da sehe ich sie.«

»Wo kamen sie her?« fragte Mike.

»Aus dem Luftschacht. Zuerst war es nur eine. Sie kam herausgekrochen, sah mich und rannte sofort zum Fenster. Und dann kamen immer mehr.«

»Haben Sie sie angegriffen?« fragte Mike mit einer Geste auf die Bißwunde am Arm des Mädchens.

»Nein. Ich… ich bin gestolpert, und einer zu nahe gekommen, und da hat sie nach mir geschnappt. Wahrscheinlich dachte sie, ich wolle sie angreifen. Aber sie wollten mir nichts tun. Es … es sah fast so aus, als hätten sie Angst.«

»Angst?«

»Ja. Sie… sie schienen in panischer Furcht davonzulaufen.«

Mike stand auf und ging nachdenklich zum Luftschacht hinüber, während Damona sich weiter mit dem Mädchen unterhielt. Er ging in die Hocke und befühlte prüfend das Metallgitter vor dem Schacht. Das millimeterstarke Drahtgeflecht war regelrecht zerfetzt worden, und auf dem hölzernen Rahmen waren winzige Kratzspuren zu sehen. Mike wußte, zu welch erstaunlichen Leistungen Ratten in der Lage waren. Sie waren durchaus fähig, einen senkrechten Schacht hinaufzuklettern und ein Gitter wie dieses zu durchbeißen.

Aber normalerweise taten sie so etwas nicht ohne Grund.

Er überlegte einen Moment, riß das zerstörte Gitter dann ganz aus der Wand und beugte sich neugierig in den Schacht hinein. Ein Schwall steril riechender, vorgewärmter Luft schlug ihm entgegen.

Am Grunde des Schachtes schien sich etwas zu bewegen, aber die Beleuchtung war zu schlecht, um Einzelheiten zu erkennen. Mike glaubte ein leises, ängstliches Quieken zu hören.

Vorsichtig zog er den Kopf wieder hervor und stand auf. Es gab keinen Grund, dem Mädchen nicht zu glauben – insbesondere nicht, wenn er die Spuren und die tote Ratte unter dem Fenster berücksichtigte.

Er ging wieder zu Damona hinüber und half dem Mädchen behutsam auf die Füße.

»Das beste wird sein, Sie legen sich hin und beruhigen sich erst einmal.«

»Aber das Essen…«

»Darum kümmert sich Henry«, sagte Mike rasch. »Gehen Sie ruhig.«

Er wartete, bis das Mädchen den Raum verlassen hatte. »Was hältst du davon?« fragte er dann.

Damona zuckte die Achseln. »Was soll ich davon halten? Die ganze Geschichte hört sich reichlich phantastisch an. Andererseits ist Ellen kein Mensch, der sich so etwas ausdenkt. Und hysterisch ist sie erst recht nicht.«

Mike nickte. »Ich hatte gehofft, daß du das sagst. Die Geschichte scheint zu stimmen. Am Luftschacht sind Spuren. Und unter dem Fenster liegt eine tote Ratte. Wahrscheinlich hat sie sich bei dem Sprung das Genick gebrochen.«

Damona sah ihn verblüfft an und eilte dann zum Fenster, um sich selbst von seiner Behauptung zu überzeugen.

»Allmählich beginnt mir die Sache unheimlich zu werden«, murmelte Mike.

Damona drehte sich nachdenklich um. »Wie meinst du das?«

»So, wie ich es sage. Alles eben.«

Damona schürzte ärgerlich die Lippen. »Du sprichst in Rätseln.«

»Tue ich das?« Mike schlenderte durch die Küche, zog sich einen Stuhl heran und ließ sich rücklings darauf nieder. »Ich zähle nur eins und eins zusammen, Liebling. Und gestern Abend hast du dasselbe vermutet.«

Zwischen Damonas Brauen entstand eine steile Falte. »Entweder, du sprichst im Klartext, oder du sagst gar nichts mehr«, sagte sie ungehalten.

Mike lächelte, stand auf und trat neben sie ans Fenster. »Sieh mal hinaus«, sagte er harmlos. »Fällt dir etwas auf?«

Damona beugte sich gehorsam aus dem Fenster und sah hinaus.

»Ich habe es heute morgen schon bemerkt«, sagte Mike geheimnisvoll. »Aber ich habe der Sache keine Bedeutung zugemessen.«

»Welcher Sache?« fragte Damona. »Ich sehe nichts Ungewöhnliches.«

»Fällt dir die Stille nicht auf?«

»Stille?« Damona lauschte. Jetzt, als Mike es ihr sagte, bemerkte sie es selbst. Die Umgebung von Kings Castle war merkwürdig ruhig.

Es war wirklich still, eine Ruhe, die kaum allein mit der einsamen Lage und der kalten Witterung zu erklären war. Grabesstille, dachte sie schaudernd.

»Keine Vögel«, murmelte Mike.

»Hm?«

»Ich habe keinen einzigen Vogel gehört, seit wir zurückgekommen sind. Nichts.«

»Und was schließt du daraus?«

»Daraus allein noch nichts. Aber nun überlege mal, was seit gestern Abend alles passiert ist. Zuerst greift dich ein Hund an, einfach so, vollkommen sinnlos. Dann verlassen alle Vögel die Umgebung von Kings Castle, und zu guter Letzt wandern auch noch die Ratten und Mäuse aus. Gibt dir das nicht zu denken?«

»Vielleicht sollte ich mir einen Job als Kammerjägerin suchen«, sagte Damona sarkastisch.

Mike schüttelte ärgerlich den Kopf. »Sei nicht albern. Ich überlege

nur, womit das alles angefangen hat. Mit einer Katze nämlich. Und dann überlege ich, welche Tiere die größten Feinde von Katzen sind – Hunde, Vögel und Ratten.«

»Du bist verrückt«, sagte Damona hastig. Zu hastig, fast.

»Bin ich das?« Mike starrte Damona durchdringend an. »Ich habe dein Gesicht beobachtet, gestern abend. Du hattest Abscheu vor diesem Hund. Und nun erzähl mir nicht, daß das nur daher kam, weil er dich angegriffen hat. Außerdem gibt es für das Aufheben, das du um diese alberne Statue gemacht hast, absolut keine logische Erklärung.«

Damona fuhr unwirsch herum und starrte zu Boden. Mike hatte im Grunde nur das in Worte gekleidet, was sie die ganze Zeit über gespürt hatte. Diese Statue war mehr als eine einfache Tonskulptur gewesen, weit mehr.

»Denk daran, woher dieses Ding stammt«, bohrte Mike weiter.

»Und dann erinnere dich an dein Abenteuer mit Bastet, der Katzengöttin.«

»Aber sie ist fort«, sagte Damona stur. »Alles würde nur einen Sinn ergeben, wenn die Statue noch hier wäre. So aber…«

»Also ist unsere vordringliche Aufgabe, herauszufinden, wo sie hingekommen ist«, nickte Mike. »Wenn mir auch nicht ganz wohl bei dem Gedanken ist. Ich fürchte nämlich, wir lassen uns da auf etwas ein, das…«

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihn. Es war Henry. Der Butler betrat den Raum, ohne auf eine Antwort zu warten, und eilte aufgeregt auf Mike und Damona zu.

»Was gibt es, Henry?« fragte Mike.

»Es geht um Thomas«, sagte der alte Butler. »Mister Warner… er reagiert nicht auf mein Klopfen.«

»Was heißt das?«

»Sie sagten, ich solle ihn herunterrufen«, antwortete Henry nervös.

»Ich habe ein paarmal gegen seine Zimmertür geklopft und gerufen, aber er reagiert nicht.«

»Sind Sie sicher, daß er in seinem Zimmer ist?«

»Ich habe ihm selbst vor einer halben Stunde den Tee gebracht. Außerdem ist die Tür von innen verschlossen. Er muß da sein. Aber er antwortet nicht.«

Mike tauschte einen besorgten Blick mit Damona und eilte dann an Henry vorbei zur Tür. Mit drei, vier schnellen Schritten war er an der Treppe und begann sie emporzustürmen. Damona folgte ihm in geringem Abstand.

Er versuchte gar nicht erst zu klopfen, sondern drückte gleich die Klinke herunter. Die Tür war verschlossen, wie Henry gesagt hatte.

»Vielleicht schläft er«, vermutete Damona.

Mike sah sie zweifelnd an und hämmerte dann lautstark gegen die Tür. Es erfolgte keinerlei Reaktion. Er versuchte es noch einmal und rief diesmal Thomas' Namen, aber wiederum antwortete ihm nur Schweigen. Schließlich trat er zurück, scheuchte Henry mit einer ärgerlichen Geste zur Seite und warf sich mit aller Macht gegen die Tür.

Die Türfüllung ächzte unter dem Aufprall. Ein fingerbreiter Riß zeigte sich dicht über dem Schloß. Aber sie hielt. Mike massierte wütend seine schmerzende Schulter, zerbiß einen Fluch auf den Lippen und trat dann mit dem Absatz gegen das Schloß. Diesmal zeigte seine Aktion Wirkung. Die Tür flog splitternd nach innen und prallte gegen die Wand. Mike war mit einem Satz im Zimmer.

Thomas Warner war über dem Tisch zusammengesunken. Sein Kopf lag in unnatürlichem Winkel auf den Armen, und aus seiner Brust drang ein leises, schmerzhaftes Stöhnen. Sein Atem ging schnell und unregelmäßig. Damona stieß einen kleinen, erschrockenen Aufschrei aus, lief an Mike vorbei und beugte sich besorgt über Thomas.

»Schnell, Mike«, keuchte sie. »Hilf mir!«

Gemeinsam trugen sie Thomas zum Bett und legten ihn vorsichtig ab. Seine Augen waren geöffnet, aber ihr Blick schien durch Mike und Damona hindurchzugehen.

»Er ist in Trance«, murmelte Damona.

Mike nickte stumm. Es war nicht das erste Mal, daß Thomas Warner in einen solchen Zustand gefallen war. Der blonde, dreiundzwanzigjährige Junge besaß eine Gabe, die die Menschen früher als das zweite Gesicht bezeichnet hatten. Er konnte Dinge, die sich noch nicht ereignet hatten, voraussehen. Aber für Thomas erwies sich diese Gabe eher als Fluch. Seine hellseherischen Fähigkeiten beschränkten sich fast nur auf Negatives – Unheil, Katastrophen, Gefahr, das war es, was Thomas erahnte. Und er war nicht in der Lage, seine Visionen zu steuern. Sie überfielen ihn warnungslos und ohne, daß er etwas dagegen tun konnte. Aber in letzter Zeit waren diese Visionen seltener geworden. Mike und Damona hatten bereits zu hoffen begonnen, daß Thomas eines Tages vollkommen von diesem Fluch befreit werden würde. Mit dem endgültigen Untergang der Blutgötter und Bastardas, der Vernichtung eines der größten schwarzmagischen Energiepole auf der Erde, waren auch seine Visionen verschwunden. Bis heute.

»Wir müssen ihn wecken«, sagte Damona. »Er leidet schrecklich.«

Sie beugte sich über ihn und begann zärtlich seine Stirn zu streicheln.

Die Reaktion war ganz anders, als sie sich vorgestellt hatte. Thomas begann zu schreien. Er bäumte sich auf, schlug Damonas Hand beiseite und stieß ein schrilles, kaum noch menschliches Kreischen aus. Mike mußte seine ganze Kraft aufwenden, um den Tobenden

niederzuhalten.

»Nein!« kreischte Thomas. »Rühr mich nicht an! Geh! Geh weg!«

Damona fuhr verwirrt hoch. »Thomas«, sagte sie eindringlich. »Ich bin es! Damona! Erkennst du mich denn nicht?«

Thomas begann zu wimmern.

»Du bist nicht Damona!« keuchte er. »Du bist diese andere. Du bist Sie!«

»Wer bin ich?« fragte Damona eindringlich. Sie beugte sich erneut über ihn, nahm sein Gesicht in die Hände und zwang ihn, sie anzusehen.

»Sag mir, wer ich bin! Wen siehst du in mir?«

Thomas wand sich wie unter unerträglichen Schmerzen, aber Damona hielt ihn gnadenlos fest.

»Du bist sie!« kreischte er. »Die… die falsche Tochter! Die Babtel madr! Geh weg! Geh doch weg!«

»Babtel madr? Wer ist das, Thomas? Sag mir, wer ich bin!«

»Die… die Tochter der Bastet!« keuchte Thomas. »Die, die sich dafür ausgibt! Geh! Laß mich los! Laß mich doch los!«

Er begann sich immer stärker zu wehren. Selbst Mike fiel es schwer, ihn festzuhalten.

»Laß ihn, Damona«, sagte er. »Es ist sinnlos. Du quälst ihn nur.«

Damona nickte, ließ Thomas' Gesicht los und stand langsam auf.

»Du hast recht«, sagte sie.

Irgend etwas in ihrer Stimme störte Mike. Er sah auf, ließ Thomas los – und erstarrte.

Damona hatte den Kopf gewendet und sah ihn an. Der Anblick ihrer Augen traf Mike wie ein Hammerschlag.

Es waren die Augen einer Katze!

***

Draußen auf den Korridoren war der Betrieb längst erloschen. Die Lampen waren ausgeschaltet und ihr Licht durch den trüben gelben Glanz der Notbeleuchtung ersetzt worden, und selbst der von der Straße heraufdringende Verkehrslärm hatte deutlich abgenommen.

Es war lange nach Mitternacht. Es-Naqr hatte die Fenster geöffnet und die Vorhänge zurückgezogen. Kühle, sauerstoffreiche Nachtluft drang herein und bracht den unverkennbaren Geruch einer orientalischen Großstadt mit sich.

Es-Naqr gähnte, fuhr sich in einer unbewußten Geste über die geröteten Augen und ließ die Blätter unschlüssig durch die Hand gleiten. Seit sich die Aufregung in der Klinik wieder gelegt hatte und die Polizei abgezogen war, saß er jetzt hier in seinem Büro und betrachtete Normans Aufzeichnungen wieder und immer wieder. Er hatte den Bildern viel zu wenig Bedeutung zugemessen. Das war mehr

als das Gekritzel eines Schizophrenen. Aber als er es erkannt hatte, waren bereits drei Menschen tot gewesen.

Babtel madr… Der Name geisterte ununterbrochen durch seine Gedanken. Norman hatte diesen Begriff nicht erfunden, genausowenig wie die Macht, die dahintersteckte. Eine Macht, von der Es-Naqr am vergangenen Nachmittag nur eine geringe Kostprobe erhalten hatte.

Erneut nahm er die Zeichnungen auf und betrachtete sie, wahrscheinlich zum hundertsten Mal an diesem Abend. Sie zeigten immer dasselbe. Katzen, Katzen, Katzen – in jedem nur denkbarem Zusammenhang. Und immer wieder tauchten die gleichen Schriftzeichen auf. Zeichen in der Runenschrift der alten Ägypter. Es-Naqr beherrschte diese Schrift nicht – niemand tat das, mit Ausnahme einer Handvoll Wissenschaftler, die über die ganze Welt verteilt waren. Aber selbst ihm fiel auf, daß Norman immer die gleichen Symbole gezeichnet hatte; krakelig und ungeschickt zuerst, aber mit jedem Bild geschickter werdend, bis sie zum Schluß gestochen scharf wirkten, als hätte er sein Lebtag lang auf diese Weise geschrieben.

Es-Naqr legte die Blätter aus der Hand, griff nach seinem Notizblock und schraubte zögernd die Kappe von seinem Füllfederhalter.

Was er tat, sprach jedem wissenschaftlichen Vorgehen Hohn. Aber das, was sich heute im Hof seiner Klinik abgespielt hatte, widersprach auch jeder Logik, und trotzdem war es passiert.

Er klappte den Block vor sich auseinander, legte Normans Aufzeichnungen daneben und begann sorgfältig die Schriftzeichen zu kopieren. Die Arbeit fiel ihm erstaunlich leicht. Der Federhalter huschte fast von selbst über das Papier und schuf Symbole einer alten, längst untergegangenen Sprache. Und gleichzeitig schien irgend etwas in seinem Inneren auf die optischen Signale zu antworten. Es war ein Gefühl, als rege sich tief unter seinen Gedanken ein altes, verborgenes Wissen, Wissen, das er nie erworben haben konnte und das doch da war.

Sein Herz begann zu hämmern. Er versuchte den Stift aus der Hand zu legen, aber es ging nicht. Sein Körper gehorchte ihm nicht mehr. Schneller und immer schneller huschte die Feder über das Papier, schuf eine endlose Folge winziger, ineinander verschlungener Zeichen und Symbole und überdeckte das Blatt mit einer dunklen, unheilvollen Beschwörungsformel.

Irgend etwas geschah… Plötzlich schien die Luft von geheimnisvollem Knistern und Raunen erfüllt zu sein. Die Schatten in Ecken und Winkeln wurden lebendig, erfüllten sich mit wisperndem Leben, die Melodie des Windes, das leise Rascheln der Vorhänge, veränderten sich, wurden zu Worten in einer fremden, toten Sprache, die über die Abgründe der Zeit hinweg zu neuem Leben erweckt worden war.

Es-Naqr stöhnte. Seine Finger verkrampften sich um den Federhalter und drückten so fest zu, daß er zerbrach. Tinte und Glassplitter rieselten auf das Papier hinunter und verwischten die Schriftzeichen.

Die Luft über seinem Schreibtisch begann zu flimmern. Ein tiefer, hallender Gongschlag ließ das Zimmer erbeben, dann noch einer, noch einer, immer und immer wieder, bis das Geräusch zum dumpfen Hämmern eines gigantischen Herzens geworden war. Der Psychologe begann zu zittern. Er warf sich zurück, rang keuchend nach Luft und versuchte verzweifelt, sich gegen den immer stärker werdenden Druck der fremden Gedanken zu stemmen. Vor seinen Augen begannen feurige Kreise zu tanzen. Der dumpfe, wummernde Herzschlag beschleunigte sich. Es-Naqr spürte, wie sein eigener Pulsschlag sich dem hämmernden Rhythmus anpaßte, schneller und immer schneller wurde. Er bekam keine Luft mehr. Sein Herz pulsierte in quälendem Tempo, jeder Schlag ein unerträglicher Messerstich, der seine Brust zu sprengen drohte.

»Niemand«, dröhnte eine Stimme in seinem Kopf, »ergründet das Geheimnis der Babtel madr, ohne dafür mit seinem Leben zu bezahlen!«

Es-Naqr schrie auf und griff sich an die Brust. Sein Mund öffnete sich zu einem letzten, verzweifelten Aufschrei, aber er brachte nur ein gequältes Seufzen hervor. Sein Kopf sank auf die Brust. Seine Glieder erschlafften.

Sein Herz hatte im gleichen Augenblick zu schlagen aufgehört, in dem der dumpfe Rhythmus in seinen Ohren erstorben war.

***

Mike sah den Schlag kommen, aber er war viel zu überrascht, um zu reagieren.

Damona fuhr mit einem hellen Fauchen herum und schlug mit aller Macht zu. Sie traf Mike am Hals und schleuderte ihn zu Boden.

Er schrie auf, rollte sich automatisch ab und wehrte den nächsten Hieb in einem reinen Reflex ab. Damona flankte blitzschnell über das Bett und trat nach seinem Gesicht.

Mike taumelte zurück und versuchte, den auf ihn niederprasselnden Schlägen und Tritten auszuweichen. Er war ein geübter Kämpfer, aber er hatte Damona in den letzten Jahren eine Menge von dem beigebracht, was er wußte – und die junge Hexe hatte sich als gelehrige Schülerin erwiesen. Mike bekam dies nur zu deutlich zu spüren.

Zwei, drei Treffer durchbrachen seine Deckung ließen ihn keuchend gegen die Wand taumeln.

»Damona! Was soll das?« stöhnte er. »Hör auf!«

Selbst jetzt weigerte er sich noch zu begreifen, daß dies nicht mehr

die Damona wahr, die er kannte.

»Bitte«, keuchte er. »Laß uns reden! Ich…«

»Ich bin nicht Damona!« zischte Damona. Mike schauerte beim Klang ihrer Stimme. »Dieser junge Narr hat mein Geheimnis viel zu früh gelüftet! Ihr werdet sterben! Beide!« Sie lachte schrill, warf den Kopf in den Nacken und zielte gleichzeitig einen Tritt gegen Mike.

Mike wich im letzten Moment aus und schlug Damonas Bein zur Seite. Sie verlor das Gleichgewicht, fiel auf den Rücken und kam mit unglaublicher Geschmeidigkeit wieder auf die Beine. Ihre Katzenaugen blitzten drohend auf.

»Wer bist du?« fragte Mike lauernd. »Antworte mir!«

Damona tänzelte lauernd vor ihm auf und ab. Ihre Hände hatten sich zu gefährlichen Klauen verkrümmt.

»Du weißt es«, sagte sie leise. »Thomas hat es gesagt. Ich bin die Babtel madr. Die legitime Tochter der Bastet! Aber ihr würdet meine Macht nie anerkennen, du und dieser junge Narr! Deshalb müßt ihr sterben!«

Sie begleitete die Worte mit einem neuerlichen Angriff, aber diesmal war Mike vorbereitet. Er steppte zu Seite, nahm einen Ellbogenstoß hin und sprang mit einem Satz hinter sie. Sein linker Arm umschlang Damonas Oberkörper, während er mit dem rechten ihren Kopf zurückbog. Sie schrie auf, warf sich wütend hin und her und trat mit den Absätzen nach seinem Schienbein. Aber Mike ließ nicht los. Er wußte, daß Damona eine gefährliche Gegnerin war. In einem ernstgemeinten Kampf hätte er sie schon schwer verletzen müssen, um sie zu bändigen.

»Laß los!« zischte Damona. »Ich werde dich töten, wenn du mich nicht losläßt!«

»Den Teufel werde ich tun, Damona – oder wer immer du bist«, antwortete Mike. »Du wirst dich jetzt beruhigen, und dann…«

Damona ließ sich blitzschnell fallen, entschlüpfte seinem Griff und rammte ihm den Ellbogen in den Magen. Mike schrie auf, krümmte sich zusammen und ging gleich darauf ganz zu Boden, als Damonas Knie mit einem heftigen Stoß in seinem Gesicht landete.

Damona lachte schrill auf. Mike rollte sich herum, verbarg den Kopf zwischen den Armen und krümmte sich in Erwartung eines neuen Angriffes zusammen.

Aber das Wesen, das von Damona Besitz ergriffen hatte, schien zu begreifen, daß Mike ihm in einem offenen Kampf überlegen war. Sie stürzte zur Tür, riß sie auf und war mit ein paar weit ausgreifenden Schritten auf dem Korridor verschwunden.

Mike stand mühsam auf, schüttelte benommen den Kopf und wankte hinter ihr her. In seinem Mund war Blut, und in seinem Magen rumorte ein dumpfer Schmerz. Noch ein paar solcher Schläge hätte er

nicht verkraftet.

Damona hatte das Ende der Treppe bereits erreicht, als er aus dem Zimmer stürzte.

»Damona! Bleib stehen!« schrie Mike. Er taumelte zum Treppengeländer, riß die Luger aus dem Schulterhalfter und drückte zweimal hintereinander ab. Die Kugeln schlugen rechts und links von Damona Funken aus den Bodenfliesen und heulten als Querschläger davon.

Damona sah sich im Laufen um, lachte schrill und riß die Eingangstür auf. Die schweren Türflügel flogen krachend gegen die Wand, während sie aus dem Haus lief.

Mike fluchte ungehemmt und stürzte die Treppe hinunter. Natürlich – die Katzendämonin kannte Damonas Gedanken. Sie wußte genau, daß Mike niemals im Ernst auf sie schießen würde. Er steckte die Waffe weg, rannte durch die Halle und sprang die wenigen Stufen zum Hof hinunter. Damona hatte sich nach rechts gewandt und rannte mit weit ausgreifenden Schritten auf den Porsche zu.

Mike blieb mitten im Schritt stehen, fuhr herum und hetzte zur Garage. Er wußte, daß er Damona nicht rechtzeitig einholen würde.

Der Motor des Porsche brüllte wütend hinter ihm auf, als er das Garagentor hochstemmte. Während der Sportwagen hinter ihm mit kreischenden Reifen über den Hof radierte, hetzte er auf den Rover zu, riß die Tür auf und ließ sich hinter das Steuer fallen. Der Schlüssel steckte, wie üblich. Er drehte mit fliegenden Fingern den Zündschlüssel herum, hämmerte den Gang hinein und preschte los, kaum daß der Motor angesprungen war. Der Porsche verschwand mit aufflammenden Bremslichtern unter dem Burgtor, als Mike auf den Hof hinausjagte. Wütend trat er das Gaspedal bis zum Boden durch.

Die Maschine des Rover brüllte auf und katapultierte den Wagen regelrecht über das nasse Kopfsteinpflaster. Die Reifen verloren für einen Moment den Halt. Der Wagen schleuderte, brach aus und kam dicht vor der Mauer wieder in die Spur.

Mike griff mit der Linken nach dem Sicherheitsgurt und ließ den Verschluß einrasten. Der Wagen preschte durch das Tor, sprang hoppelnd auf die aufgeweichte Zufahrt und schlingerte weiter.

Matsch und Schlamm spritzten auf und nahmen Mike für einen Moment die Sicht. Er schaltete hastig den Scheibenwischer ein und hielt nach Damonas Porsche Ausschau.

Sie hatte in den wenigen Sekunden schon fast fünfhundert Meter Vorsprung herausgeholt, aber der miserable Zustand der Straße hinderte sie daran, die überlegene Motorleistung des Wagens voll auszuspielen.

Mike gab entschlossen Gas. Solange Damona die asphaltierte Landstraße nicht erreicht hatte, war ihr flacher Sportwagen eindeutig

im Nachteil. Danach… Mike dachte lieber nicht daran, wie groß seine Aussicht war, den superschnellen Sportwagen auf einer glatten Betonpiste noch einzuholen.

Der Rover grub sich bockend durch Schlamm und Schlaglöcher.

Irgend etwas schlug mit einem berstenden Krach von unten gegen die Bodenbleche und ließ Mikes Zähne schmerzhaft aufeinanderprallen. Der Wagen schlingerte, kam vom Weg ab und rutschte eine halbe Sekunde lang quer zur Fahrtrichtung, ehe er schließlich zum Stehen kam.

Mike schlug wütend gegen das Lenkrad, legte den Rückwärtsgang ein und rangierte ein paarmal auf dem schmalen Weg hin und her, ehe er den Wagen wieder in Fahrtrichtung hatte. Wütend fuhr er wieder an. Fünfhundert Meter unter ihm schlingerte der Porsche auf die Landstraße hinaus und machte dann einen regelrechten Satz, als Damona Vollgas gab.

Mike zählte ungeduldig die Sekunden, bis er endlich den Fuß des Hügels erreichte. Damonas Porsche war mittlerweile hinter einer Wegbiegung verschwunden, aber er wußte, daß er noch eine Chance hatte. Die Straße war hier alles andere als gerade – Damona würde die ungezählten Pferdestärken des Porsche nicht voll ausfahren können.

Damona nicht, dachte er. Aber vielleicht die andere. Die, die von ihr Besitz ergriffen hatte. Er gab Gas, schaltete hoch und jagte den Rover in halsbrecherischem Tempo über die nasse Straße. Seine Gedanken überschlugen sich. Er hätte sofort merken müssen, daß mit Damona etwas nicht stimmte. Das Aufheben, das sie um die Tonfigur gemacht hatte, war mit logischen Gründen ganz und gar nicht erklärbar. Aber es hatte keinen Sinn, sich jetzt noch Vorwürfe zu machen. Dazu war es zu spät. Zuerst mußte er Damona finden.

Wenn er wenigstens eine ungefähre Ahnung gehabt hätte, wohin sie fuhr!

Für die nächsten fünf Meilen führte die Straße ohne Abzweigung geradeaus, aber danach kam die große Gabelung unmittelbar vor der Autobahn. Wenn er sie bis dahin nicht fand, konnte er genausogut aufgeben und zurückfahren.

Er gab noch mehr Gas, umklammerte das Lenkrad mit beiden Händen und riß den Wagen rücksichtslos in die Kurven. Die Reifen kreischten gequält auf. Die Landschaft huschte so schnell an ihm vorüber, daß Büsche und Bäume links und rechts der Straße zu verschwommenen Farbklecksen wurden. Seine Geschwindigkeit war der reine Irrsinn. Ein einziger Wagen, der ihm entgegenkam, und…

Mike drängte den Gedanken mit einem Schulterzucken zurück und konzentrierte sich voll darauf, den Rover in immer gewagteren Kehren und Wendungen über die Straße zu jagen. Und seine riskante Fahrweise zeigte Erfolg. Nach einiger Zeit tauchte das runde Heck des

Porsche vor ihm auf. Die Bremsleuchten stachen wie zwei kleine, rote Augen durch das diesige Licht des Nachmittages, als Damona vor einer besonders scharfen Kurve kurz abbremste und gleich darauf wieder beschleunigte.

Mike preßte die Hand auf die Hupe, riß das Steuer herum und schlitterte im Powerslide um die Kurve.

Sekunden später trat er verblüfft auf die Bremse. Der Rover ging merklich in die Knie, brach nach rechts aus und blieb schließlich mit qualmenden Reifen stehen.

Die Straße vor ihm war – leer!

Mike blinzelte irritiert, warf einen hastigen Blick in den Rückspiegel und starrte dann wieder das leere graue Betonband vor sich an.

Der Porsche war in geradezu irrsinnigem Tempo um die Kurve gebogen, aber die Straße verlief vor ihm für fast eine Meile vollkommen gerade, und Damonas Vorsprung hatte allerhöchstens ein paar hundert Yards betragen…

Er legte den Rückwärtsgang ein, ließ den Rover langsam zurückrollen und betrachtete dabei aufmerksam die Straße. Direkt hinter der Kurve fand er, wonach er gesucht hatte: Zwei breite, schwarze Streifen, wo sich der Gummi der Reifen auf der Straße abgerieben hatte. Er setzte weiter zurück, trat auf die Bremse und verlängerte die abrupt abbrechende Spur in Gedanken.

An ihrem hypothetischen Ende begann ein schmaler, aufgeweichter Waldweg.

Mike lächelte zufrieden. Wäre Damonas Vorsprung nur wenige Sekunden länger gewesen, wäre er auf den Trick hereingefallen.

Er schaltete den Motor ab, stieg aus und untersuchte sorgfältig das Unterholz rechts und links des Weges. Sein Verdacht bestätigte sich – ein junger Baum war geknickt, und an seiner aufgebrochenen Rinde befanden sich frische rote Lackspuren. Die Reifen des Porsche hatten tiefe, unübersehbare Spuren in den lehmigen Boden gegraben.

Mike sah einen Moment lang zu dem geparkten Rover zurück, zuckte dann die Achseln und drang zu Fuß in den Wald ein. Er wußte, wohin dieser Weg führte. Auf der anderen Seite des kaum achthundert Yards durchmessenden Waldstückes lag eine kleine Farm, die nur von einem jungen Ehepaar, ihrem Vater und einem Knecht bewirtschaftet wurde. Wahrscheinlich hatte Damona dort Zuflucht gesucht, um in aller Ruhe abzuwarten, bis sich die Aufregung in Kings Castle gelegt hatte.

Er zog seine Waffe, entsicherte sie und drang dicht neben dem Weg in den Wald ein.

***

Es war Mittag vorbei, aber das Haus war noch immer so still wie während der Nacht. Irgendwo im obersten Stockwerk klapperte ein

lockerer Fensterrahmen im Wind; ein Laut, der in der unnatürlichen Stille, die sich über dem Gehöft ausgebreitet hatte, gespenstisch und irreal wirkte, als wäre er von einem geschickten Regisseur eigens zur Vertiefung der gespenstischen Szene erdacht worden. Selbst das Vieh im Stall gab keinen Laut von sich.

McCormin bewegte sich mühsam. Sein Rücken schmerzte vom langen, reglosen Sitzen, aber um mehr als ein paar Zentimeter konnte er sich nicht bewegen. Und selbst diese geringe Anstrengung brauchte all seine Willenskraft auf. Seit Roderick und er hinter der Unheimlichen ins Haus gegangen waren, hockten sie jetzt hier in der Eingangshalle und starrten bewegunglos zu Boden, gelähmt von einer körperlosen, ungeheuren Kraft, die sie weder spüren noch begreifen konnte. Nur manchmal lockerte sich der erbarmungslose Griff, aber auch dann nicht weit genug, daß sie an Flucht denken konnten.

Der alte Farmer drehte mühsam den Kopf; eine Bewegung, die seine Kraftreserven fast zur Gänze aufbrauchte und nur millimeterweise vonstatten ging.

Die Babtel madr hatte in dem altertümlichen Lehnsessel neben dem Kamin Platz genommen und starrte mit unbewegtem Gesicht aus dem Fenster. Seit Stunden saß sie nun schon genauso unbeweglich wie ihre beiden Gefangenen da und starrte auf den Hof hinaus.

Es sah fast aus, als erwarte sie etwas oder jemanden.

McCormins Gedanken kehrten zu der Frage zurück, was die Fremde von ihm und seiner Familie wollte. Er verstand nichts von Okkultismus und übersinnlichen Dingen, aber er begriff, daß das, was mit ihm und Roderick und wahrscheinlich auch mit Mary und Dan geschehen war, mit menschlicher Logik nicht mehr zu erklären war.

Dieses Land war voll von dunklen Legenden und Mythen, und der alte Mann hatte im Laufe seines langen Lebens gelernt, die Dinge so zu nehmen, wie sie waren, ohne unnötige Fragen zu stellen.

Aber dieser nächtliche Überfall ergab einfach keinen Sinn. Die einzige Erklärung, die McCormin sich denken konnte, war die, daß die Unheimliche hier auf jemand wartete. Die Vorstellung, daß das friedliche Gehöft vielleicht zu einem Treffpunkt von Dämonen und Zauberern werden könnte, jagte ihm einen eisigen Schauer über den Rücken.

Die Frau drehte den Kopf. Ihre Augen blitzten spöttisch auf.

»Keine Sorge, alter Mann«, sagte sie leise. »Ich brauche euch zur Durchführung meiner Pläne, aber euch wird nichts geschehen.«

McCormin erschauerte. Die Hexe las seine Gedanken!

Babtel madr nickte unmerklich. »Natürlich lese ich deine Gedanken. Deine und die aller Menschen.« Sie lachte leise. »Es ist leicht, McCormin. Wir alle können es. Nicht nur ich. Ihr Menschen seid leicht durchschaubare Wesen. Selbst meine kleinen Schwestern lesen in euch

wie in einem offenen Buch.«

McCormin schluckte entsetzt.

Eine Katze kam auf unhörbaren Samtpfoten die Treppe heruntergeschlichen, kauerte sich vor den Füßen der Babtel madr nieder und schnurrte wohlig. Die Katzengöttin beugte sich vor und streichelte ihr sanft den Kopf.

»Ihr Menschen seid dumm«, fuhr die Unheimliche fort, ohne McCormin anzusehen. »Seit Anbeginn der Welt leben meine kleinen Schwestern mit euch zusammen, und seit Anbeginn der Welt glaubt ihr, sie zu beherrschen. Dabei ist es umgekehrt.«

Die Katze sah auf, spitzte die Ohren und sah McCormin durchdringend an. Der alte Farmer erschauerte erneut. Er hatte den Blick von Katzenaugen noch nie lange ertragen. Aber bisher hatte er nicht gewußt, warum das so war. Jetzt wußte er es.

Vom Hof her drang plötzlich ein leises Summen herein. Die Babtel madr sah auf, nickte zufrieden und sprang mit einem geschmeidigen Satz auf die Füße. Die Katze fuhr fauchend hoch und huschte zur Tür.

Das Geräusch schwoll langsam zum dumpfen Brummen eines Motors an. Die Katzendämonin eilte zum Fenster, zog den Vorhang zurück und lächelte zufrieden.

»Sie kommt«, murmelte sie.

Das Motorengeräusch wurde abermals lauter, dann hörte McCormin unmittelbar vor dem Haus das Knirschen von Reifen auf dem feuchten Kies, gefolgt vom dumpfen Zuschlagen einer Tür. Schritte näherten sich dem Haus. Die Katze wich mit einem ärgerlichen Fauchen zur Seite, als die Tür unsanft aufgestoßen wurde. Eine schlanke, im grellen Gegenlicht nur als schwarze Silhouette erkennbare Frau betrat die Halle.

»Willkommen, Damona«, sagte Babtel madr leise. Ihre Stimme vibrierte vor mühsam zurückgehaltener Erregung. Sie trat vom Fenster zurück, musterte Damona einen Herzschlag lang aus ihren unergründlichen, schwarzen Augen und machte dann eine einladende Geste. Damona nickte fast unmerklich und schob die Tür mit dem Fuß hinter sich ins Schloß.

Die Katzengöttin ging leichtfüßig zu ihrem Sessel zurück und ließ sich hineinfallen. Ihre Haltung hatte mit einem Mal etwas Hoheitsvolles angenommen. Der schäbige Ledersessel wirkte plötzlich wie ein bizarrer Thron. Ein sanftes, gelbes Glühen umspielte die makellose Gestalt der altägyptischen Gottheit.

Damona trat einen Schritt näher, blieb stehen und ballte kraftlos die Fäuste. Eine seltsame Veränderung ging mit ihrem Gesicht vor sich. Als sie das Haus betreten hatte, waren ihre Augen grün gewesen; schmal und mit schlitzförmigen Pupillen, wie die einer Katze.

Jetzt veränderten sie sich. Das dämonische grüne Glühen erlosch,

und der starre, puppenhafte Ausdruck auf ihrem Gesicht machte einer Miene tiefster Bestürzung Platz.

»Was… ist geschehen?« fragte sie verwirrt.

Die Katzengöttin lächelte sanft. »Ich habe dich gerufen«, sagte sie leise, »aber du hast nicht gehört. Ich mußte deinen Geist für kurze Zeit übernehmen, um dich dazu zu bewegen, hierherzukommen. Verzeih.«

Damona schüttelte den Kopf und musterte die Fremde mit wachsender Verblüffung.

»Du bist…«, begann sie, brach dann verwirrt ab und fragte nach einer winzigen Pause scharf: »Wer bist du?«

»Die Babtel madr«, antwortete die Dämonin. »Aber dieser Name wird dir nichts sagen. Vielleicht hilft es dir, wenn ich dir erkläre, daß ich die Tochter der Bastet bin. Du kanntest sie.«

Damona nickte impulsiv. Man konnte deutlich sehen, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete.

»Bastet…«, murmelte sie halblaut. »Die Katzengöttin. Natürlich – jetzt wird mir so einiges klar. Die Statuette …«

»War meine Botin«, bestätigte die Babtel madr. »Der Ruf, den ich dir sandte. Aber du hast ihn nicht verstanden.«

»Und warum hast du mich gerufen?«

»Weil ich deine Hilfe brauche, Damona«, antwortete die Dämonin ehrlich. »Viel Zeit ist vergangen, seit ich im Vollbesitz meiner Macht war. Sehr viel Zeit, auch für mich. Eure Welt ist fremd für mich. Ich kenne weder eure Gebräuche, noch eure Sitten, noch die Menschen, die heute leben. Ich brauche jemanden, der mir hilft.«

»Und da kommst du ausgerechnet auf mich?«

»Warum nicht? Du und ich, wir sind verwandte Charaktere. Auch in dir steckt etwas von mir. Deswegen habe ich dich auserwählt, meine Botin und meine treueste Dienerin zu werden. Ich werde dich reich belohnen.«

Damona lächelte. Ihr Blick schweifte durch den Raum, blieb kurz an dem erstarrten Puppengesicht des alten McCormin und seines Sohnes hängen und bohrte sich dann wieder in den der Katzendämonin.

»Ich glaube dir nicht, Babt«, sagte sie scharf. »Deine Worte klingen verlockend, aber ich weiß, daß du lügst.«

»So?«

Damona deutete auf die beiden willenlosen Menschen. »Du hast sie versklavt. So, wie du mich versklavt hattest.«

»Ich mußte es. Ich brauchte einen Ort, an dem ich mich verbergen konnte, wenigstens für eine Weile. Ich verspreche dir, daß ich sie freilasse, wenn du mir dein Wort gibst.«

Damona schüttelte entschlossen den Kopf.

»Es ist zuviel geschehen, Babt«, sagte sie. »Ein Mensch ist bereits gestorben, als du erwacht bist.«

»Clayton.« Die Dämonin nickte. »Es mußte sein. Ich brauchte seine Lebensenergie, um den Fluch, der mich gefangen hielt, zu überwinden. Aber was ist das Leben eines Menschen gegen das einer Göttin?« Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. »Nichts, Damona. Selbst du bist hundertmal mehr wert als alle Claytons, Normans, Es-Naqrs und Saquirs der Welt zusammen.«

»Du… du hast noch mehr Menschen getötet?« fragte Damona erschrocken.

Die Dämonin nickte ungerührt. »Ein Menschenleben zählt nichts gegen das Wohl der Götter«, wiederholte sie. »Früher wurde mir jeden Tag ein Opfer dargebracht, und die Menschen haben sich dar- über gefreut, mir ihr Leben opfern zu können.«

»Und du willst, daß ich dir helfe, diesen Zustand wieder herzustellen«, sagte Damona eisig. Sie lachte leise und humorlos. »Und du behauptest, mich zu kennen. Du solltest wissen, daß ich einen solchen Pakt niemals eingehen würde.«

»Natürlich weiß ich es. Ich habe damit gerechnet, kämpfen zu müssen, und ich bin darauf vorbereitet, Damona. Vergiß nicht, wer du bist! Auch in dir steckt etwas von einer Katze, wie in jeder Hexe. Und du glaubst, mir drohen zu können?« Sie lachte hell auf und scheuchte eine graugetigerte Katze beiseite, die um ihre Beine strich.

»Ich weiß, was in deinem Kopf vorgeht. Wenn du kämpfen willst – bitte. Ich bin bereit. Aber hör mich vorher an.«

Damona zögerte. Sie spürte instinktiv, daß sie gegen diese harmlos aussehende, zerbrechliche Frau nicht die Spur einer Chance haben würde. Selbst jetzt, nach allem, was sie erlebt und erfahren hatte, fiel es ihr schwer, keine Sympathie für die schwarzhaarige Dämonin zu empfinden. Es war, als stehe sie einer Schwester gegenüber. Instinktiv erkannte sie, daß die Babtel madr nicht wirklich böse war. Ein Menschenleben mochte der selbsternannten Tochter der Bastet nicht viel wert sein, aber das war nicht einmal ihre Schuld. Das Wesen stammte aus einer Zeit, in der die Welt anders gewesen war. Damals mochten die Menschen wirklich freudig für sie in den Tod gegangen sein. Sie war von einer Vergangenheit geprägt, deren Ethik und Moralbegriffe nicht mehr in die Welt des zwanzigsten Jahrhunderts paßten, aber sie war nicht schlecht. Nicht wirklich.

»Du beginnst zu begreifen«, lächelte die Babtel madr.

Damona schüttelte mühsam den Kopf. »Ich…«

»Sprich nicht weiter«, unterbrach sie die Dämonin rasch. »Hör dir an, was ich zu sagen habe, Damona, und dann entscheide.«

Damona nickte. »Bitte.«

»Ich kenne deine Gedanken, Damona. Ich kenne dein Leben so gut, als wäre es meines. Ich kenne deine Nöte, deine Angst, die Kämpfe, die du durchgestanden hast und die Gefahren die noch deiner harren.

Ich weiß alles. Und ich muß gestehen, daß dein Mut selbst mich beeindruckt hat. Ein Mensch wie du wäre es wert, an meiner Seite zu kämpfen.«

»Gegen wen?« schnappte Damona.

»Gegen deine Feinde«, erwiderte die Dämonin. »Ich verlange deinen Gehorsam, aber ich biete dir dafür Hilfe in deinem Kampf gegen die Schwarze Familie. Deine Feinde sind auch meine Feinde.«

»Du willst… gegen Asmodis kämpfen?« fragte Damona fassungslos.

»Warum nicht? Ich fühle mich durchaus in der Lage dazu. Und mir wird wahrscheinlich keine andere Wahl bleiben. Über kurz oder lang wird die Schwarze Familie auf mich aufmerksam werden, und sie werden einen Konkurrenten wie mich nicht dulden können. – Du siehst«, fügte sie nach einer winzigen Pause hinzu, »ich bin ehrlich zu dir.«

Damona war für einen Moment aus dem Konzept gebracht. Einen Vorschlag wie diesen hatte sie als allerletztes erwartet. Für wenige Sekunden spürte sie die Verlockung, die von den Worten der Babtel madr ausging. Sie selbst hatte erlebt, wie gewaltig die Macht der Bastet gewesen war, gewaltiger als alles, was die Schwarze Familie jemals aufzubieten hatte. Und die Babt bezeichnete sich selbst als Tochter der Bastet.

Aber ihr Angebot annehmen, hieße den Teufel mit dem Beelzebub austreiben. Vor Damonas Augen erschien für einen kurzen Moment eine schreckliche Vision. Sie sah eine Welt, in der die blutigen Riten der alten ägyptischen Götter wiedererstanden, eine Welt voller Götzenanbetung, finsterer Riten und Menschenopfer.

»Aber auch eine Welt des Friedens«, sagte die Babt leise. »Eine Welt, in der es keine Kriege mehr geben wird, kein unnötiges Blutvergießen. Was sind ein paar Menschenopfer für diesen Preis. Vielleicht werden Menschen sterben, aber für jedes Opfer, das mir gebracht wird, werden zehntausend andere überleben. Für jeden Schmerz, den ich einem einzigen Menschen zufüge, wird ein Krieg verhindert werden. Die Menschen werden in Frieden leben. Es wird keine magische Beeinflussung mehr geben, keine Verbrechen, keine Kriege, kein Leid.«

»Aber es wird dich geben«, antwortete Damona. »Dich und deine Macht.«

Das Gesicht der Babtel madr verhärtete sich. »Was ist dir lieber, Damona?« fragte sie lauernd. »Ein friedliches Leben in Wohlstand und Ruhe um den Preis einer übergeordneten Macht, oder dieses lächerliche Wort Freiheit um den Preis millionenfachen Leids?«

Damona schüttelte stumm den Kopf. Sie brauchte ihre Antwort nicht so zu formulieren. Die Babtel madr las ihre Gedanken im gleichen Augenblick, in dem sie entstanden.

»Gut!« schrie die Katzendämonin plötzlich. »Ich habe dir die Wahl

gelassen! Dann kämpfe!«

Damona taumelte zurück. Ein weißglühender Dolch schien sich zwischen ihre Augen zu bohren, ihr Gehirn zu erreichen und dort zu explodieren. Eine ungeheure Schmerzwelle tobte durch ihren Körper und fegte ihr Bewußtsein leer. Dann schlug der übermächtige Wille der Dämonin wie eine schwere, erstickende Woge über ihr zusammen.

Aber diesmal war Damona vorbereitet. Ihr Geist war schon einmal von der Katzendämonin überwältigt worden, aber diesmal waren die Voraussetzungen anders. Jetzt wußte sie, wo ihr Feind war, und sie wußte auch, wie der Angriff erfolgen würde. Sie wankte zurück, fiel gegen die Wand und rutschte haltlos daran hinunter. Mit aller geistiger Macht, jedem bißchen Energie, das ihre Hexensinne aufbringen konnten, stemmte sie sich gegen die suggestiven Impulse der Dämonin. Sie spürte, wie ihr Widerstand wankte und ihr Körper mehr und mehr ihrer Kontrolle entglitt, aber sie fühlte genauso, wie schwer es ihrer Gegnerin fiel, den wütenden Ansturm aufrecht zu erhalten.

Auf der Stirn der Dämonin erschien feiner, glitzernder Schweiß.

Ihre Augen begannen zu flackern, und ihre Hände krampften sich haltsuchend um die Armlehnen des Sessels.

»Du… bist … stark«, keuchte sie. »Stärker als ich dachte.« Sie stöhnte, schloß die Augen und konzentrierte sich noch einmal mit aller Macht. Noch einmal bäumte sich Damona auf, als ihr geistiger Schutzschirm unter einem titanischen Hammerschlag zu erbeben schien. Ihre Kraftreserven schwanden rapide dahin, aber auch der Ansturm der anderen verlor mit jedem Augenblick mehr von seiner Macht.

Dann brach der Angriff von einer Sekunde zur anderen ab. Damona rang keuchend nach Luft. Ihr war, als wäre ein unsichtbares, erdrückendes Gewicht von ihr genommen worden.

»Ich gestehe, daß ich dich unterschätzt habe«, sagte ihr Gegnerin leise. »Aber freu dich nicht zu früh – ich habe Mittel und Wege, dich zu zwingen.«

Damona stand schwankend auf. Irgend etwas geschah mit ihr. Tief in ihrem Körper machte sich eine seltsame, gleichermaßen vertraute wie erschreckende Wärme breit, ein Gefühl, als erwache in ihr ein anderes, fremdes Wesen.

Und plötzlich begriff sie.

Sie schrie auf und warf sich verzweifelt nach vorne. Aber ihre Reaktion kam zu spät. Die Babtel madr lachte schrill, sprang auf die Füße und wich mit einer geschmeidigen Bewegung aus.

Damona verlor vollends die Kontrolle über ihren Körper und stürzte haltlos zu Boden. Ein keuchender Entsetzensschrei entrang sich ihrer Brust, als sie endgültig begriff, wie sehr sie die Katzendämonin

unterschätzt hatte. Sie versuchte, noch einmal auf die Füße zu kommen, aber ihr Körper gehorchte ihr nicht mehr.

Die Veränderung hatte eingesetzt. Langsam, aber unbarmherzig, wandelte sich Damonas Körper in ein anderes, schreckliches Wesen um.

***

Der Mann bewegte sich beinahe lautlos durch den Wald. Seine Gestalt zeichnete sich nur undeutlich gegen den grünbraun gemusterten Hintergrund ab, und wäre nicht von Zeit zu Zeit ein trockener Zweig unter seinen Tritten zerbrochen, hätte Mike ihn vermutlich gar nicht bemerkt. Jedenfalls nicht, ehe es zu spät war.

Er preßte sich dicht gegen den verkrüppelten Baum, in dessen tiefhängenden Zweigen er Schutz gesucht hatte, ließ den Sicherungshebel der Luger lautlos herumschnappen und visierte die langsam näherkommende Gestalt über Kimme und Korn an. Sein Finger spielte nervös mit dem Abzug. Natürlich würde er nicht schießen, solange ihm eine andere Wahl blieb – aber der Mann dort unten trug ein Gewehr in den Händen, und Mike war sicher, daß der andere keine Skrupel hatte, abzudrücken. Er hatte schon mehrmals Menschen gesehen, die unter dem Befehl eines fremden Willens standen – und der Mann dort unten gehörte dazu. Seine Bewegungen waren eckig und roboterhaft, und auf dem Gesicht lag ein maskenhafter, starrer Zug, der durch den glanzlosen Ausdruck seiner Augen noch unterstrichen wurde. Der Mann war besessen. Vermutlich von der gleichen Macht, der bereits Damona zum Opfer gefallen war.

Mike fluchte lautlos in sich hinein. Der Hof der McCormins lag fast zum Greifen nahe vor ihm. Damonas Porsche parkte direkt vor dem Wohnhaus. Die Fahrertür stand offen, als wäre Damona in großer Eile aus dem Wagen gestürzt; Motor und Scheibenwischer liefen noch. Aber solange dieser Kerl dort unten herumschlich, hatte er keine Chance, das Haus ungesehen zu erreichen.

Mike duckte sich noch tiefer zwischen die Blätter und musterte seinen Gegner. Er kannte ihn, wenn auch nur vom sehen. Der Mann hieß Daniel und arbeitete seit mehreren Jahren als Knecht auf dem Hof – ein breitschultriger, hünenhafter Kerl mit Holzfällerhänden und dem Gehirn eines Orang-Utans. Normalerweise hatte Mike einen solchen Gegner nicht zu fürchten. Aber dies waren alles andere als normale Umstände. Er mußte den Mann unschädlich machen, ohne durch den Lärm das halbe Tal aufzuschrecken, und es mußte schnell geschehen.

Er steckte seine Waffe weg, wartete, bis der Mann direkt unter ihm war und ließ sich dann mit beiden Füßen voraus auf den Ahnungslosen fallen. Der andere schien die Gefahr im letzten

Augenblick zu bemerken. Er zuckte zusammen und versuchte auszuweichen, aber er war nicht schnell genug. Mikes Anprall riß ihn von den Füßen.

Das Gewehr flog im hohen Bogen davon und landete irgendwo unerreichbar zwischen den Büschen.

Mike rollte sich geschickt ab, kam mit einer eleganten Bewegung wieder hoch und schmetterte dem Riesen die Handkante gegen den Hals. Der Mann verdrehte die Augen, stöhnte leise auf und sackte bewußtlos zurück.

Mike atmete auf. Zumindest der erste Teil seines Planes hatte geklappt. Aber der schwerere lag noch vor ihm.

Er überzeugte sich davon, daß Dan für die nächsten Stunden friedlich hier liegenbleiben würde, wandte sich dann um und schlich geduckt zum Waldrand hinüber. Seine Blicke saugten sich an dem niedrigen Rechteck aus Wohn- und Stallungsgebäuden fest. Der Abstand zum Waldrand betrug allerhöchsten dreißig Meter… ein paar Sekunden, wenn er mit Höchsttempo lief. Aber das konnten schon ein paar Sekunden zuviel sein. Auf dem deckungslosen Gelände zwischen dem Hof und dem Waldrand bot er eine prachtvolle Zielscheibe für jeden, der hinter einem der Fenster stand und eine Waffe hatte. Außerdem kam es ihm darauf an, das Gebäude ungesehen zu erreichen. Was auch immer hier lauern mochte – es war stark genug gewesen, Damona geistig zu unterjochen. Seine einzige Chance bestand darin, den Feind zu überraschen.

Die Haustür bewegte sich in den Angeln. Mike wich einen halben Schritt zurück und duckte sich hinter einen Busch.

Aber es war nur eine Katze. Eine harmlose, grauweiß getigerte Hauskatze, die mit steil aufgerichtetem Schwanz aus dem Gebäude trat und schnuppernd stehenblieb.

Nur eine Katze…?

Mike betrachtete das Tier genauer. Nach dem, was er in den letzten Stunden erlebt hatte, erschien ihm das Tier plötzlich gar nicht mehr so harmlos. Sein Verhalten war seltsam. Es ging ein paar Schritte, blieb stehen und stieß ein klägliches Maunzen aus.

Mike schüttelte ärgerlich den Kopf. Er fing schon an, Gespenster zu sehen. Er stand auf, bewegte sich zehn, fünfzehn Meter weit nach rechts und trat dann aus dem Wald heraus. Von hier aus war er zwar immer noch zu sehen, aber die niedrige Scheune und ein unordentlich auf dem Hof geparkter Traktorenanhänger gaben ihm wenigstens etwas Deckung.

Er spurtete los, steuerte auf den Hänger zu und warf sich mit einem Satz hinter eines der mannshohen Räder. Für zwei, drei Sekunden blieb er mit angehaltenem Atem hocken und lauschte, ehe er es wagte, sich vorsichtig hinter seiner Deckung zu erheben und zum Haus

hinüberzuspähen.

Sein Herz machte einen schmerzhaften Sprung.

Die Katze hatte ihren Posten vor der Haustür verlassen und hockte nun wenige Meter vor ihm. Der Blick ihrer schräggestellten grünen Augen schien sich haßerfüllt in den Mikes zu bohren. Sie stieß ein leises, drohendes Fauchen aus, kam ein paar Schritte näher und blieb mit kampflustig gesträubtem Schwanz stehen. Mike begann sich zunehmend unwohler zu fühlen. Das Verhalten des Tieres war kein Zufall mehr.

Hinter ihm knackte ein dünner Zweig.

Mike fuhr wie von der Tarantel gestochen herum. Hinter ihm war eine zweite Katze aufgetaucht, ein riesiges, struppiges Tier mit nur einem Ohr, fast so groß wie ein Pudel.

Die Büsche hinter ihm begannen zu rascheln. Eine dritte und vierte Katze tauchte auf. Die Tiere begannen ihn einzukreisen; langsam, methodisch und ohne Hast, als wären sie ihres Opfers vollkommen sicher.

Mike schob sich langsam an dem Anhänger entlang. Sein Blick irrte verzweifelt über den Hof. Er hatte keine Angst vor den Tieren – nicht direkt jedenfalls. Aber er begriff, daß er wie ein Anfänger in eine Falle getappt war. Die Tiere hatten auf ihn gewartet.

Wie um seine Überlegungen zu bestätigen, tauchten links von ihm drei weitere Katzen auf. Mike tastete nervös nach seiner Waffe. Im Ernstfall würde sie ihm herzlich wenig nützen – er wußte, wie unglaublich schnell Katzen waren. Selbst wenn er eines der Tiere erschießen konnte, würden die anderen über ihn herfallen, bevor er Gelegenheit zu einem zweiten Schuß hatte. Aber die lautlosen Killer schienen gar nicht vorzuhaben, ihn anzugreifen. Der Kreis zog sich langsam zusammen und bewegte sich dabei stetig auf das Haus zu.

Mike begriff. Die Tiere wollten ihn zum Eingang treiben.

Er ließ die Arme sinken, sah sich ein letztes Mal hilfesuchend um und trottete schließlich resignierend zwischen seinen vierbeinigen Bewachern auf den Eingang zu.

Ein dunkler, unregelmäßiger Umriß erregte seine Aufmerksamkeit. Er sah genauer hin und fuhr zusammen, als er erkannte, was er vor sich hatte.

Einen Hund. Genauer gesagt, den entstellten Leichnam eines riesigen deutschen Schäferhundes. Der Boden in seiner Umgebung war zerwühlt und dunkel von getrocknetem Blut. Mike schluckte mühsam. Wenn das das Werk dieser harmlos erscheinenden Katzen war, konnte er froh sein, sich nicht gewehrt zu haben.

Er blickte mit neu erwachter Nervosität um sich und ging gehorsam weiter, als eines der Tiere ein warnendes Fauchen ausstieß.

Die Eingangstür wurde geöffnet. Ein alter, grauhaariger Mann mit

leeren Augen und erstarrten Gesichtszügen tauchte in der Öffnung auf, musterte Mike eine halbe Sekunde lang und trat dann beiseite, um ihn und die Katzen einzulassen.

Mikes Gedanken überschlugen sich. Instinktiv spürte er, daß auch seine letzte Chance vertan war, wenn er jetzt das Haus betrat. Aber er hatte keine Wahl. Die Katzenmeute war mittlerweile auf fast ein Dutzend angewachsen. Er würde keine zehn Schritte weit kommen, wenn er einen Fluchtversuch riskierte.

»Wie recht du hast«, sagte eine leise, spöttische Stimme.

Mike zuckte zusammen und versuchte, in dem Halbdunkel hinter der Tür etwas zu erkennen.

»Tritt ein!«

Mike gehorchte. Die Tür schlug hinter ihm mit dumpfem Geräusch ins Schloß.

»Noch näher!« befahl die Stimme. Mike machte einen weiteren Schritt und blieb abermals stehen. Seine Augen gewöhnten sich allmählich an das Halbdunkel. Vor ihm stand ein wuchtiger Ledersessel, in dem eine schlanke, bronzehäutige Frau saß. Etwas an ihrer Haltung ließ Mike erschauern.

»Du hast lange gebraucht«, sagte die Frau spöttisch. »Ich bin enttäuscht. Deine Freundin war schneller hier.«

»Damona… ist hier?« stieß Mike hervor.

»Natürlich. Sieh hinter dich.«

Mike drehte sich instinktiv um.

Der Anblick, der sich ihm bot, ließ ihm fast das Blut in den Adern erstarren. Er schrie auf, taumelte zurück und schlug entsetzt die Hände vor die Augen, unfähig, den Blick von dem grauenhaften Bild zu nehmen.

Hätte das Wesen auf dem Boden dort vor ihm nicht Damonas Kleider getragen, hätte er sie nicht erkannt. Ihr Körper hatte sich auf grauenerregende Weise verändert. Er war kleiner geworden und unförmig aufgedunsen. Die Haut war an unzähligen Stellen aufgeplatzt; Blut und eine helle, schleimige Flüssigkeit tropften hervor und bildeten eine übelriechende Lache. Die Hände waren zu plumpen, krallenbewehrten Klauen geworden, und ihr Gesicht wirkte eingefallen und blaß. Stirn und Wange waren von Streifen eines feinen, seidig glänzenden Felles durchzogen. Ihr Körper zuckte, als würde er von Krämpfen geschüttelt, und aus der Kehle der Alptraumkreatur drang ein röchelndes Stöhnen.

»Sieh sie dir an!« verlangte die Fremde. »Sieh dir an, was denen geschieht, die sich meinem Willen widersetzen! Und du«, sagte sie zu Damona, »überlege dir, ob du nicht doch auf mein Angebot eingehen willst.«

Sie atmete hörbar aus, starrte einen Moment lang zu Boden und fuhr

dann mit einer schlangengleichen Bewegung herum. Ihr Gesicht verzerrte sich vor Haß.

»Packt ihn!« zischte sie.

Mike reagierte automatisch, als er die Bewegung sah. Ein schlanker, krallenbewehrter Körper flog auf sein Gesicht zu. Mike duckte sich, wehrte das Tier mit einem wütenden Hieb ab und sprang gleichzeitig zurück. Die Katze überschlug sich in der Luft, landete leichtfüßig auf dem Boden und setzte sofort zu einem weiteren Angriff an.

Mike wich keuchend zurück. Ein schmerzhafter Schlag traf seine Schulter. Ein halbes Dutzend winziger weißglühender Messer schien sich durch den Stoff seiner Jacke zu graben. Er schrie auf, griff blind nach oben und riß die Katze rücksichtslos herunter.

Die Dämonin lachte schrill auf. »Wehr dich ruhig!« schrie sie.

»Wehr dich, Mike. Desto größer wird der Spaß für meine kleinen Schwestern sein!«

Mikes Antwort bestand in einem wütenden Fußtritt nach einer weiteren Katze. Das Tier wich mit einer spielerischen Bewegung aus, hieb blitzschnell zu und hinterließ fünf dünne Schnitte in seinem Hosenbein. Plötzlich schien der gesamte Raum zum Leben zu erwachen. Sieben, acht, zehn der kleinen Räuber drangen gleichzeitig von allen Seiten auf Mike ein, bissen und kratzten und zogen sich immer wieder blitzartig zurück. Mike taumelte keuchend durch den Raum, stolperte und fiel auf den Rücken. Augenblicklich war er unter einer Meute fauchender Katzen begraben.

Er schrie. Krallen gruben sich in sein Gesicht, zerfetzten seine Kleider und übersäten seine Haut mit unzähligen brennenden Schnittwunden. Er wälzte sich schwerfällig herum, begrub das Gesicht zwischen den Armen und kroch rückwärts davon.

»Halt!«

Die Stimme der Katzendämonin schnitt wie ein Peitschenschlag durch den Raum. Die Tiere ließen gehorsam von ihrem Opfer ab, sahen ihre Herrin an und zogen sich zwei, drei Meter zurück.

Mike kam stöhnend auf die Knie. Sein Gesicht war blutüberströmt.

Seine Arme zitterten und schienen das Gewicht seines Körpers kaum noch tragen zu können.

Die Dämonin wandte sich wieder an das Wesen, in das Damona sich verwandelt hatte.

»Nun?« fragte sie leise. »Wie lautet deine Antwort? Diesmal war es eine Warnung. Das nächste Mal töten sie ihn.«

Damona bewegte sich stöhnend. Sie versuchte etwas zu sagen, aber ihre deformierte Kehle brachte nur ein unverständliches Krächzen hervor. Aber das schien der Dämonin zu genügen.

»Du willst also nicht?« fragte sie. »Nun gut. Tötet ihn!«

Mike krümmte sich zusammen, als die Katzen erneut über ihn

herfielen. Er hatte aufgehört, sich zu wehren, sondern versuchte nur noch verzweifelt, Gesicht und Hals vor den gefährlichen Krallen und Reißzähnen der Bestien zu schützen.

Aber der tödliche Hieb kam nicht.

Ein wütendes, helles Fauchen ließ die Katzen erstarren. Mike sah ungläubig auf. Der Anblick, der sich ihm bot, war so phantastisch, daß er für einen Moment selbst die tödliche Gefahr vergaß, in der er schwebte.

Damona King war verschwunden. Dort, wo sich vorher der bizarr verformte Körper befunden hatte, lag jetzt nur noch ein Haufen blutverschmierter Kleider. Die Katzendämonin war aufschreiend zurückgetaumelt und versuchte verzweifelt, ihr Gesicht vor den wütenden Hieben einer riesigen schwarzen Katze zu decken. Einer Katze, die Sekunden zuvor noch Damona King gewesen war!

Die Babtel madr taumelte zurück und fiel schwer gegen einen Schrank. Ihr Gesicht war von unzähligen blutigen Kratzern entstellt, und in ihren Augen flackerte panische Angst. Wieder griff die schwarze Katze an, versuchte ihrer Gegnerin die Augen auszukratzen und verbiß sich fauchend in ihr Handgelenk.

Sie schrie auf; ein heller, fauchender Ton, wie ihn eine menschliche Kehle nicht zustandebringen konnte. Eine phantastische Veränderung ging mit ihrem Körper vor sich. Er schrumpfte zusammen, veränderte seine Form und überzog sich mit goldglänzendem, samtigem Fell. Die schwarze Höllenkatze hing plötzlich nicht mehr an der Kehle eines Menschen, sondern einer fast schäferhundgroßen Rassegenossin.

Ein wütender Krallenhieb schleuderte Damona beiseite. Sie überschlug sich in der Luft, landete auf der Seite und rutschte hilflos über den gebohnerten Holzfußboden. Die Katzengöttin setzte mit wütendem Fauchen hinterher.

Mike reagierte automatisch. Seine Hand zuckte in die Jacke, riß den Revolver hervor und zog den Stecher dreimal hintereinander durch. Die Katzengöttin wurde herumgewirbelt und brach zusammen. Auf ihrem goldglänzenden Fell erschien plötzlich ein häßlicher, roter Fleck. Das wütende Zischen verwandelte sich in ein klägliches, schmerzerfülltes Miauen.

Mike zielte noch einmal, krümmte den Finger um den Abzug und zögerte. Er brauchte nur abzudrücken, um dem Alptraum ein für allemal ein Ende zu bereiten. Aber er tat es nicht.

»Tu es nicht«, sagte eine schwache Stimme hinter ihm. Er fuhr herum. Damona hatte sich in ihre menschliche Gestalt zurückverwandelt. Ihr Körper war mit unzähligen Kratzern und Schnitten übersät, aber keine der Verletzungen schien ernsthafter Natur zu sein. Sie stand mühsam auf, wankte zu ihm hinüber und drückte die Pistole herunter.

»Bitte, töte sie nicht«, bat sie.

Mike nickte.

»Sie… sie ist nicht schlecht«, sagte Damona fast flehend. »Nur fehlgeleitet. Du mußt ihr Zeit geben. Sie wird lernen, sich in dieser Welt zurechtzufinden. Aber das kann sie nicht, wenn du Gewalt mit Gewalt beantwortest.«

Mike wollte etwas darauf antworten, aber ein klirrendes Geräusch ließ ihn herumfahren. Er sprang auf und sah gerade noch, wie die goldene Katze mit einem verzweifelten Satz durch das zersplitternde Fenster sprang.

Er seufzte, warf einen entsagungsvollen Blick auf die Waffe in seiner Hand und stand umständlich auf. Er wußte nicht, ob es klug gewesen war, die Katzengöttin entkommen zu lassen. Aber Damonas Worte hallten noch in ihm nach.

Und plötzlich war er froh, auf sie gehört zu haben. Gewalt mit Gegengewalt zu beantworten war nie eine Lösung.

ENDE